34. Jahrgang



20. Dezember 1917

Heft 12

Reclams Universum

Illustrierte Wochenschrift

Vierteljährlich 5 Mk.

Heftpreis 45 Pf.

Ratgeber für Reise und Erholung

Kostenlose Auskünfte in allen Reise- und Verkehrsangelegenheiten. ✦ Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten.

Bad-Nauheim

heilt und lindert **Herzkrankheiten**, beginn. Arterienverkalkung, Rheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- u. Nervenleiden sowie Verwundungen, Knochenbrüche usw

Während des ganzen Winters Bäder und Kurhaus geöffnet.

Konzerte, Abendunterhaltungen, Theater, herrliche Park- und Waldspaziergänge. :: :: **Ermäßigte Kurabgabe.**

Man fordere neuesten Prospekt a 57 vom ‚Geschäftszimmer Kurhaus', Bad Nauheim.

Winterkur 1917/1918

Regenerations- Wald-Sanatorium **Sommerstein** bei Saalfeld in Thüringen

Außerst wirksam — auch im Winter — und **Schroth-Kuren.**

Aufklärende Schriften F und U frei! Sorgsame Verpflegung.

Dr. Bieling, **Waldsanatorium Tannenhof, Friedrichroda**

Vorz. Verpflegung. Besonders geeignet für Ruhebedürftige und Kriegsrekonvaleszenten

---

Die geschätzten Leser bitten wir, sich bei Zuschriften an die inserierenden Firmen stets auf das „Universum" zu beziehen.

BRIEFMARKEN Vorzugspreisliste gratis **Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 33 U.**

GOSSMANNS SANATORIUM WILHELMSHÖHE-CASSEL

Physikal.-diätet. Kuranstalt, auch für Erholungsbedürftige
Gute Verpflegung Eigene Landwirtschaft



Hunde aller Rassen

Arthur Seyfarth, Köstritz 10, Thüringen.

Versand nach allen Weltteilen. Lieferant vieler Höfe u. Fürstlichkeiten. Prämiiert mit höchsten Auszeichnungen. Das Werk „Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten" M. 7. Jllustr. Prachtalbum mit Preisverzeichnis und Beschreibung der Rassen M. 2. Preisliste gratis und franko.

Auswahl-Abonnement auf

Reclam-Bücher fürs Feld

Jede Woche ein Feldpostpaketchen für Mk. 1.20

mit vier Nummern der Universal-Bibliothek, zusammengestellt aus den besten und beliebtesten Bänden der Sammlung. Verzeichnis kostenlos Bei Abonnement auf mindestens fünf Wochensendungen und Voreinsendung des Abonnementsbetrages von 6 Mark geschieht die Versendung porto- und verpackungsfrei an die aufgegebenen Adressen

Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun. in Leipzig

MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN OMNIBUSSE

MULAG-AACHEN

Reclams Universum

34. Jahrgang Heft 12 20. Dez. 1917

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Aufsätze und Rundschauen: Seite

Kinder und Soldaten. Weihnachtsgedanken von Karl Marilaun 549
Politik und Kriegführung. Eine Gegenwartsstudie von Major a. D. Franz Carl Endres 552
Der Weltkrieg 554
Der Zug des Todes 560

Abbildungen:

Winternacht im Felde. Nach einer Zeichnung von Albin Tippmann. (Kunstblatt.)
Russische Unterhändler an der deutschen Ostfront 549
Dr. jur. Felix Ludwig Calonder 550
Dr. jur. Walter Harlan 550
Geheimer Hofrat Prof. Dr. med. Karl Rabl 550
Das Flugzeug als Ueberbringer des Weihnachtsbratens 551
Aus dem Kampfgebiet des Houthoulster Waldes 552
Dr. Joachim Graf v. Pfeil 553
Gesprengte Panzerkuppen des eroberten italienischen Grenzforts Chiusaforte 553
Fliegerleutnant Boehme † 554
Deutsche Wacht in der Nordsee. Nach einer Zeichnung von Paul Teschinsky 555
Zerstörter englischer Tank bei Rumilly . . . 556
In den Kanal bei Masnières gestürzter englischer Tank 556
Fliegeraufnahmen von Zonnebeke aus den Jahren 1915 und 1917 557
Eine österreichisch-ungarische Schneeschuhpatrouille 558
Italienische Betondeckungen gegen Fliegerangriffe in Cervignano 558
Deutscher Kriegshund während eines Gasangriffs 559

Wenden!

Seite
Föhren im Dachauer Moor. Nach einer Radierung von C. Felber. (Kunstblatt.)
Die große Liebe. Roman von Artur Brausewetter. (Fortsetzung) 205
Kriegsweihnacht. Nach einer Zeichnung von S. Kronburg 205
Madonna. Nach einem Holzschnitt von Augustinus Heumann 207
Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Von Margarete Weinberg 209
Das Licht der Welt. (Abbildung) 209
Kind und Kunst. Von Georg Stiehler. Mit zehn farbigen Darstellungen von Kinderhand 211
Die Heiligen drei Könige. — Im Herbst . . 211
Die stille Straße. — Drachen. — Blumenstück. — Landschaft 212
Wie ich meiner Mutter helfe. — Glückwunschkarte. — Glas und Zitrone. — Unser Wintervergnügen 213
Geschenke. Eine juristische Plauderei. Von Dr. Hans Lieske 214
Die Neugierige. Nach einer Steinzeichnung von Elisabeth Meyhoefer (farbig) 214
Tafelfreuden von einst. Von Martin Proskauer. Mit drei Gemäldewiedergaben . . 216
Tafelfreuden am Dreikönigsfest. Nach einem Gemälde von Jakob Jordaens 216
Zwölfnächte. Nach einem Gemälde von Jan Steen 217
Das Fest des Bohnenkönigs. Nach einem Gemälde von G. Metsu 218
Die weihnachtliche Straße. Von E. Grüttel 219
Weihnachtsgebet. Gedicht von Hans Ludwig Linkenbach 221
Die Geschichte vom Weidenmännlein. Ein Märchen für die Kleinen. Von Toni Rothmund 222

Ratgeber für Reise und Erholung. Rätsel und Spiele. Neuigkeiten für den Büchertisch. Unsere Witzecke. Beachtenswerte Mitteilungen.

Man bezieht Reclams Universum durch Buchhandel und Post.

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 45 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) beträgt für 13 Hefte 5 Mark.





Kinder und Soldaten. Weihnachtsgedanken von Karl Marilaun.

Der Weihnachtsmorgen dämmert grau vorm Fenster, der vierte im Krieg — aber wo wären deutsche Herzen, die nicht mit Rührung und zitternder, ernster Freude das vertraute Klingen der Festtagsglocken hören würden! Nicht mehr so volltönend wie noch in der ersten Kriegsweihnacht tönen die dunklen, tiefen Erzklänge. Manche Glocke, die vorm Jahr noch einstimmte in den Weihnachtsruf des Engels auf den Feldern Bethlehems, ist von der harten Hand des Krieges aus ihrer finstern Turmlule geholt worden. Die Friede- und Freudeverkündigerin besserer Tage wurde auf dem ungeheuren Ambos, drauf die Wehr und Waffen unserer Verteidigung geschmiedet werden, zur Rüstung umgegossen und schirmt nun deutsches Land. Als Deutsche von den blutigen Bergen siegreich niederstiegen in die Ebenen Veneziens, donnerte über ihre Häupter das glühende Erz, in das deutsche Hände manche ihrer Kirchenglocken umgegossen hatten.

Die sanfteren Schwestern jener donnernden Glocken aber läuten die vierte Kriegsweihnacht aus, und in der Stille der heiligen Nacht gehen Millionen Gedanken zur Jugend, zur Kindheit, zur im tiefsten Schrein des Herzens gehüteten Erinnerung zurück. Christglocken wiegen ihren sanften Schall durch den grauenden Himmel, von dem leise Stern um Stern weglöscht, und wieder ist man der Knabe, der zum Glück geboren war, den Liebe in ihre Arme schloß, dessen erste Schritte umsorgt und behütet wurden und dessen Kinderauge noch kein Reif enttäuschten Hoffens und zerbrochener Wünsche trübte.

Wir sind älter geworden, das schrecklich große Erlebnis dieses vierjährigen Krieges hat unsere Herzen, die oft verzagen wollten, dreifach gehärtet. Eigenes und fremdes Leid, still getragener Kummer und der Jammer einer von Neid und Scheelsucht in Trümmer geschlagenen Welt haben uns das Haar gebleicht, aber die Glocke der Weihnacht läutet uns einmal im Jahr ins selige, fröhliche Kinderland zurück. Ihre Stimme ist immer noch voll der alten, unbeirrbaren Zuversicht. Ihr Klang ist Zuspruch und Trost, wenn er schon nicht mehr lautere Festtagsfreude sein kann. Und alle vergangenen, schönen Tage, die wir verloren und die aber doch einmal unser waren, sehen uns aus den Augen unserer Kinder an. Hart und unfroh mag die Welt geworden sein, ein Tal der Tränen und ein dornig verwilderter Garten, aber die Glocken der ewigen Jugend läuten. Aus Gräbern steht das neue Deutschland auf.

Und so läutet die Glocke vom Turm ins hellerwerdende, morgendliche Zimmer, und wenig deutsche Stuben gibt es, in denen nicht, noch rot und heiß von ihren Christnachtsträumen, Kinder zu diesem schönsten, besten Tag des Jahres erwachen. Sie reiben sich den glücklichen Schlaf aus den Augen, die zehn Finger ihrer rosigen Fäustchen öffnen sich, und siehe, eine vergoldete Nuß, ganz warm vom zärtlich ungestümen Druck der kleinen Hand, kollert über Decke und Bett auf den Boden hinunter. Halbwach liegt das Kindchen, leise laufen Schlaf und Traum von ihm ab, die Ärmchen klammern sich um den Hals der Mutter, schon sind die Augen blank und groß, und dieser Morgen ist Freude, trotz allem. Ist Seligkeit, ist Glück, ist erfüllter Wunsch, und wäre die Tanne, die das Christkind des Krieges in dem Winkel der Stube aufgebaut hat, noch so schmal und dürftig. So wenig braucht's, um Kinder wahrhaft glücklich zu machen! In besseren Zeiten, da wir die Gabentische unserer Liebsten nicht reich genug bestellen konnten, ahnten wir nicht und wußten es nicht, was Glück ist. Heute wissen wir's, wenn inmitten der tiefen Schatten einer ernster gewordenen Welt die wenigen Lichtchen des Baumes der Kindheit brennen und ihr sanfter Glanz auch die dunkelste Nacht mitleidig erhellt.

Die Kinder erwachen zu ihrem Glück, von dem sie kaum wissen, wie schmal und karg es ihnen eigentlich zugemessen wird. Schlachten werden geschlagen, ihre Brüder sterben im Feld, Glocken, die noch die vorige Weihnacht einläuteten, fahren brüllend in Feuern hin durch diese Winterfrühe, und tausend Schreie der von ihrem glühenden Erz Getroffenen begräbt ihr letzter, furchtbarer Klang. Den Kindern ist es ein Märchen, denn der grüne Waldbaum breitet schützend seine knisternden Zweige über ihre blonden und braunen Häupter, und oben auf dem höchsten Ast der Tanne rollt der Engel in weißen Händen sein



Russische Unterhändler an der deutschen Ostfront. Auf die zahlreichen örtlichen Waffenstillstandsverhandlungen an der russischen Front folgten Anfang Dezember offizielle Verhandlungen, die zum Abschluß einer zehntägigen Waffenruhe zwischen den russischen und den verbündeten Armeen führten. Auch die rumänische Armee schloß sich den Russen an, indem sie Waffenruhe bis Friedensschluß abschloß.



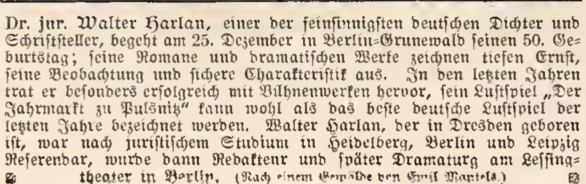
silbernes Spruchband auseinander: Friede, Friede den Menschen. Wußten wir damals, als es noch Friede war, das innig-süße Verheißungswort vom bethlehemitischen Feld zu deuten? Ahnten wir, welchem Himmelsgeschenk wir es verdankten, daß unsere Tage still dahinflossen, daß unser Herd und Haus gesichert stand, unsere Gärten ihre Früchte dem Gärtner in den Schoß warfen? Es schien uns selbstverständlich, wie es war. Selbstverständlich, daß sich der Schweiß unserer Arbeitstage lohnte; selbstverständlich, daß wir in unseren vier Wänden oder draußen im Lärm und Treiben der Welt unser Glück bauten. Selbstverständlich schien es uns, daß unsere Kinder kein böser Hauch treffen durfte. Dort draußen, stets betrogen, saust die geschäftige Welt. Wir aber hatten das Dach über unseren Häupten erbaut, friedeten unser Glück ein, wähnten uns von jedem Wetterschlag geschützt und ahnten nicht, wie selbstsüchtig wir in all diesem friedlichen Glück waren.

Nun sind unsere Tage hart und schwer geworden, tiefe Schatten fallen über eines jeden Weg. Jede Freude, die uns blieb, ist eine zitternde, von tausenderlei Ungemach täglich und stündlich bedrohte Freude. Die Welt ist ein Jammertal — und dennoch, dennoch ist sie, bedroht von Fluten des Hasses, erst recht geworden, wozu sie uns der ewige Gott erschuf: zum großen, gemeinsamen Vaterhaus. Nicht die vier Wände eines eifersüchtig gehüteten, kleinen und selbstsüchtigen Glücks sind unsere Welt. Sondern Deutschland, dessen Grundfesten der Feind abgraben, dessen Mauern er mit blutigen Strömen und Fluten des Leides unterwaschen will, ist unsere gemeinsame Stätte, und in höchster Not hat wieder, wie in urzeitlichen Tagen, der Mensch zum Menschen gefunden. Es gibt kein Glück als das eine, gemeinsame Glück aller, die unsere Brüder sind. Und brüderlich hilft sich der Mensch, der einzelne findet zur Gesamtheit zurück, das Leid der Millionen Unbekannten erschüttert eines jeden Herz; denn jeder weiß, daß der, der heute fiel, für die Heimat, für Deutschland, für das große Vaterhaus, unter dessen Dach unsere



Dr. jur. Felix Ludwig Calonder, der schweizerische Bundespräsident für 1918. Gustav Adors Nachfolger war bisher Leiter des schweizerischen Bundesdepartements des Innern; er stammt aus Graubünden und ist Rechtsanwalt von Beruf; bereits seit 1891 betätigt sich Dr. Calonder, der der freisinnig-demokratischen Partei angehört, auf politischem Gebiet.





Dr. jur. Walter Harlan, einer der feinsinnigsten deutschen Dichter und Schriftsteller, begeht am 25. Dezember in Berlin-Grunewald seinen 50. Geburtstag; seine Romane und dramatischen Werke zeichnen tiefen Ernst, seine Beobachtung und sichere Charakteristik aus. In den letzten Jahren trat er besonders erfolgreich mit Bühnenwerken hervor, sein Lustspiel „Der Jahrmarkt zu Pulsnitz" kann wohl als das beste deutsche Lustspiel der letzten Jahre bezeichnet werden. Walter Harlan, der in Dresden geboren ist, war nach juristischem Studium in Heidelberg, Berlin und Leipzig Referendar, wurde dann Redakteur und später Dramaturg am Lessingtheater in Berlin. (Nach einem Gemälde von Emil Martels.)



Geheimer Hofrat Professor Dr. med. Karl Rabl, Leiter der Anatomie und Direktor des Anatomischen Instituts der Universität Leipzig, tritt nach Ablauf des Wintersemesters in den Ruhestand; mit ihm scheidet einer der bedeutendsten Vertreter der anatomischen Wissenschaft von dem Lehrstuhl. Er wurde 1853 zu Wels in Oberösterreich geboren, studierte in Leipzig, Jena und Wien, wo er 1882 die medizinische Doktorwürde erwarb und sich 1883 als Privatdozent niederließ, und ging 1886 als Ordinarius an die deutsche Universität in Prag. 1904 wurde er als Nachfolger des berühmten Anatomen His nach Leipzig berufen, hier hat er sich um die Ausgestaltung des Anatomischen Instituts sehr verdient gemacht. Phot. Artur Renft.



Deutsche Flieger im Osten: Das Flugzeug als Ueberbringer des Weihnachtsbratens.

Hoffnung, unser Glück und die friedliche Zukunft unserer Kinder geborgen sind, sein Blut auf den Feldern der Schrecken hingab. Als sie Soldaten wurden und die gemeinsame Uniform der Aufopferung trugen, wurden sie Menschen. Im feldgrauen Rock des Kämpfers stand auf, an den wir im Frieden zu glauben nicht mehr vermocht hatten: der liebende Mensch, der Mitmensch.

Noch funkelt der Stern der Weihnacht vergeblich sein Licht über Millionen von Schwerterspitzen hin, aber nie vielleicht, seit Deutschland steht, stand dies unser Haus gefesteter, nie hob es seinen Gipfel stolzer zu den Wolken. Diese Weihnacht trifft unsere Brüder allüberall in erobertem Land. Kein Feind steht auf deutschem Boden, aber Deutsche halten eherne Wacht im Land des Nachbars, der uns zertreten wollte. An unserem Willen ist der Koloß Rußland zerbrochen, wie nie noch, seit die Welt steht, ein Reich und eine Macht vermorscht ist. Und Deutsche stehen auf Frankreichs Boden, wo sie mit dem zur Abwehr erhobenen Arm den bittersten, unversöhnlichsten Feind, England, aufs Haupt und ans Herz zielen. Und deutsch ist der ganze Osten Europas. So viele Häupter giftiger Schlangen von dort in unsere Gärten züngelten, so viele haben wir zertreten. Und von den Bergen stiegen Deutsche hinunter in die Ebenen Italiens, Myrte und Lorbeer südlicher Gärten ranken sich um das deutsche Schwert. Von unseren Waffen erklirrt die Welt, sie bebt unter dem Marschschritt von Deutschlands eisengerüsteten Heeren. Aber keiner dieser unbesiegbaren, bis ans Herz gehärteten Krieger ist ein Eroberer, den Übermut in fremde Gärten trieb. Der Gott, der ihr Eisen wachsen ließ, sah nie eine unüberwindlichere Heerschar, denn sie kämpft um die Häupter ihrer Kinder, um das Leben im Vaterhaus, um den Sonnenschein einer glücklicheren Zukunft, und sie führt den Krieg, der uns aufgezwungen wurde, um den Frieden, den der Engel der frömmsten, süßesten und seligsten Menschheitslegende allen jenen verhieß, die „guten Willens sind“ . . .

Es ist nicht unsere Schuld, daß nicht Engelsworte, nicht Palmzweige, sondern deutsche Schwerter diesen Frieden erzwingen müssen. Der Schnee des vierten Winters fällt auf die gemarterte Erde, zum vierten Male läuten deutsche Weihnachtsglocken das Fest des Friedens, und zum vierten Male liegen im Frost der Weihnacht unsere Männer im Unterstand, das Gewehr in der Faust, fern von Haus und Herd, fern von Kindern und Eltern. Noch immer halten sie Wacht mit der Treue ihres deutschen Herzens, und behüten, feldgraue Hüter und bewaffnete Hirten der vaterländischen Flur, die ferne, vor vier Jahren bitterer als heute bedrohte Heimat.

Vor vier Jahren faßten wir das uns von unseren Feinden verhängte Erlebnis einer Kriegsweihnacht kaum und glaubten wohl, ein Gott müsse mit den Engeln des Christmorgens hernieder zur kämpfenden Erde steigen und dem rollenden Kriegsrad in die Speichen greifen. Drei Jahre, von denen jede Stunde ein blutiges Mal in die Tafeln der Weltgeschichte grub, haben uns gelehrt, was der Deutsche in Friedenszeiten vergessen hatte. Immer in Stürmen, immer in Not und trotzend gegen eine Welt von Feinden, hat der Deutsche sein Haus erbaut. Es war ihm nicht gegeben, Früchte von goldenen Bäumen zu schütteln, nichts fiel ihm in den Schoß. In Sturm und Wetter mußte er sich den Boden erringen, drauf seine Gärten blühen konnten; die Rose wurde ihm nicht, ehe sich nicht seine arbeitsgewohnte, nimmermüde Hand blutig an den Dornen geritzt hatte. Er ist kein Glückskind, der Deutsche. Ihm wuchs das Erz in seinen Bergen, aus denen er immer wieder die Waffen schmieden mußte, bevor er an den Pflug denken durfte. Er ist unter rauhen Himmeln groß geworden, und daß er's wurde, hat ihm bis heute kein Nachbar verziehen.

Und so kämpft er wieder den großen, will's Gott, den letzten Kampf um die Scholle, dahin er gestellt wurde. Vor vier Jahren rang er um sein Leben, und er kämpft heute um





Aus dem Kampfgebiet des Houthoulster Waldes. Zwischen Ypern und Dixmuiden liegt der in den Heeresberichten der letzten Monate oft genannte Houthoulster Wald, in den die Engländer und Franzosen trotz wütender Beschießung und trotz Einsetzung großer Menschenmassen nicht einzudringen vermochten. Er ist zum Teil unter Wasser gesetzt, und die Angreifer mußten daher bis über die Brust das Wasser- und Sumpfgelände in unserem Feuer durchwaten; in seinem Innern bildet der völlig zerschossene, mit Drahtverhauen durchzogene und von Granattrichtern zerwühlte Wald ein fast undurchdringliches Chaos. Was unsere feldgrauen Männer in dieser bedeutungsvollen Stellung, die dem weiteren feindlichen Vordringen nördlich von Ypern einen Riegel vorschob, auszuhalten hatten und noch aushalten, ist ein besonders ruhmvolles Kapitel der Geschichte des Weltkriegs.

den Frieden, den er all die Jahre her in seinem kriegerisch gerüsteten Herzen trug. Im Schnee und Eis der heiligsten Nacht des Jahres klingen wieder die deutschen Glocken das Lied der ewigen, deutschen Sehnsucht, als Bruder unter Brüdern leben zu dürfen und des Friedens teilhaftig zu werden, der aller ist, die guten Willens sind. Das deutsche Herz singt die Weihnachtsbotschaft des Engels mit. Mit uns ist der Friede, und es wird ein deutscher Friede sein, der auf den Blutfeldern dieses Krieges der Erde geschenkt werden soll. Unsere Glocken läuten ihn in der Heimat, und an unseren Feinden ist es, zu entscheiden, welchen Frieden sie wollen: den unserer offenen, brüderlich dargebotenen Hand, oder den eisernen Frieden, den das deutsche Schwert erzwingt.

Politik und Kriegführung.

Eine Gegenwartsstudie von Major a. D. Franz Carl Endres.

Der unseren Lesern wohlbekannte Militärschriftsteller F. C. Endres hat im Verlag Knorr & Hirth in München eine Schrift herausgegeben, die zu dem Besten gehört, was über dieses Thema im Verlauf des Weltkriegs geschrieben wurde. Er untersucht scharfsinnig das Wesen der Politik und der Kriegführung vom theoretischen und praktischen Standpunkt aus, schildert die Eigenschaften und Erfordernisse der Politiker und Heerführer, setzt die Verschiedenartigkeit der politischen und militärischen Denkmethode auseinander und untersucht dann die Wechselbeziehungen zwischen Politik und Heerführung, wobei er zu der Feststellung gelangt, daß die politische Leitung die Grundidee des Krieges festlegt, den Krieg als einen politischen Akt zur Erringung des der politischen Absicht entsprechenden Friedens durchführt, während sie das Brechen des dieser Absicht entgegenstehenden militärischen Willens des Feindes, verkörpert durch seine militärischen Mittel, der Heeresleitung überträgt. Diese muß sich der obersten politischen Leitung beugen, denn sie trägt keine Verantwortung für den Frieden, sondern nur für die militärisch-strategische Lage. Was er hier weiter ausführt, verdient besonders in unserer Zeit der Begriffsverwirrung auf politischem und militärischem Gebiet von weiten Kreisen des deutschen Volkes gelesen zu werden, weshalb wir die nachstehenden Ausführungen mit freundlicher Genehmigung des Verfassers hier wiedergeben.

Nicht selten war es (im Lauf der Geschichte) der Fall, daß die militärische Leitung Maßnahmen der politischen Leitung, die auf weiser Vorsicht und Einschätzung der Gesamtlage beruhen, als Schwäche, Verzicht usw. bezeichnet hat. Bismarck selbst, von dem niemand behaupten wird, daß er Preußens Politik schwächlich geführt hat, ist oft bittersten Anfeindungen ausgesetzt gewesen, weil er zu wenig annektiere, zu früh Frieden schließe usw.

Eine Episode ist zu charakteristisch, um hier nicht aufgeführt zu werden, selbst auf die Gefahr hin, daß sie bereits weiten Kreisen bekannt ist. Bismarck war gegen den 23. Juli 1866 aus schwerwiegenden politischen und militärischen Gründen zur Überzeugung gekommen, daß schleunigst mit Österreich Frieden zu schließen sei, und trug diese Ansicht dem Könige vor. Die Heeresleitung war ganz gegenteiliger Ansicht und verkannte, ebenso wie der König, die politische Lage, die Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen in die Worte kleidet: „Österreich schwer zu verwunden, dauernde Bitterkeit und Revanchebedürfnis mehr als nötig zu hinterlassen, müßten wir vermeiden, vielmehr uns die Möglichkeit, uns mit dem heutigen Gegner zu befreunden, wahren und jedenfalls den österreichischen Staat als einen Stein im europäischen Schachbrett und die Erneuerung guter Beziehungen mit demselben als einen für

uns offen zu haltenden Schachzug ansehen. Wenn Österreich schwer geschädigt wäre, so würde es der Bundesgenosse Frankreichs und jedes Gegners werden; es würde selbst seine antirussischen Interessen der Revanche gegen Preußen opfern."

Das wäre also nach dem derzeitigen Sprachgebrauch ein Verzichtfrieden gewesen, den Bismarcks weise Staatsklugheit im Interesse der Verhältnisse nach dem Kriege forderte.

Der König hatte mit seinen Siegen weit erhöhte Ansprüche an die Zukunft und meinte, daß der Hauptschuldige am Kriege doch nicht ungestraft ausgehen könne, ein Argument, das auch in der Gegenwart oft zu hören ist, worauf Bismarck die ewig geltenden Worte sprach, daß die Politik nicht darin bestünde, ein Richteramt auszuüben. In ganz gleicher Weise verzichtete Bismarck auch hinsichtlich der vom Könige und der Militärpartei unpolitisch gedachten und gewünschten Verkleinerung der süddeutschen Staaten.

Endlich nach schwerem inneren Kampfe gab der König nach; aber er schrieb an den Rand des Bismarckschen Entwurfes: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen."

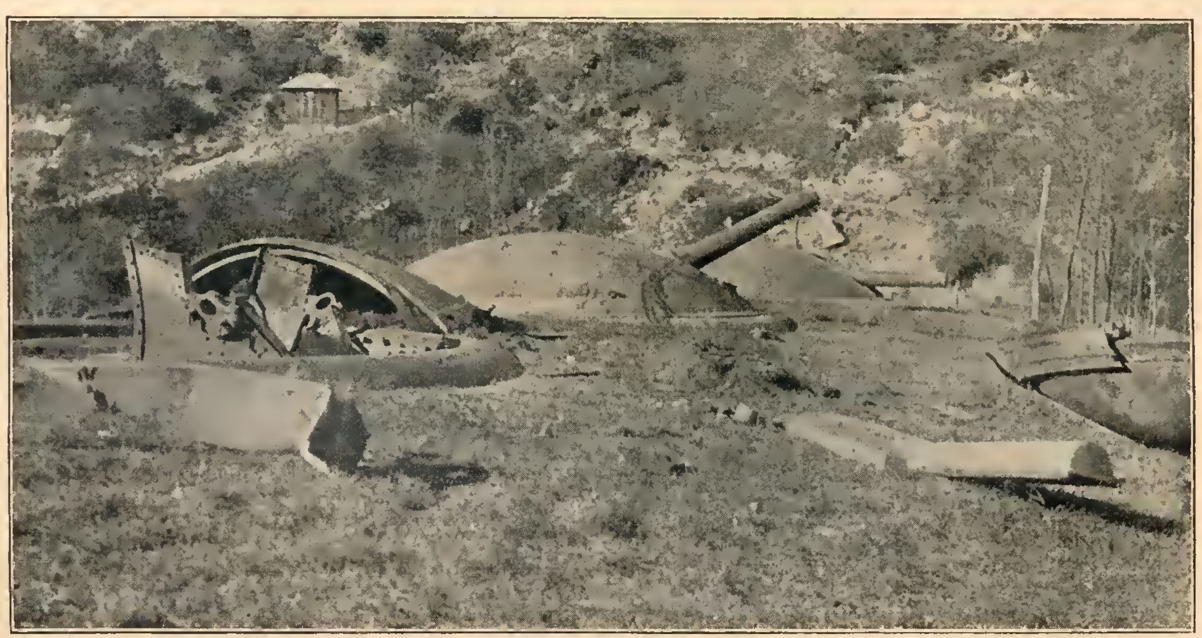
Einen schmachvollen Frieden aber nannte der König, in seiner Doppeleigenschaft als Feldherr und Politiker, den Vorschlag des großen Staatsmanns Bismarck, der allein die weitere Entwicklung Preußen-Deutschlands ermöglichte. Wäre es nach dem Willen des Königs und der geschlossen hinter ihm stehenden unpolitisch-politisierenden Offiziere gegangen, dann wären wohl die politischen und militärischen Ereignisse anders verlaufen, als wie sie glücklicherweise durch die staatsmännische Voraussicht Bismarcks in der Tat sich vollzogen haben.

So darf denn behauptet werden, daß in weiser Berücksichtigung aller Umstände das Verzichten im Endergebnis die stärkere Form der Politik sein kann, als ein nur hartnäckiges Festhalten an militärischen Erfolgen. Denn wir wissen ja bereits, daß ein Friedensschluß niemals rein militärisch sein und darum niemals die einfache Summe erreichter militärischer Erfolge darstellen kann. Er ist in erster Linie politisch, das heißt, er muß das Leben im kommenden Frieden berücksichtigen. Es lassen sich ohne weiteres Verhältnisse denken, unter denen ein militärisch gewonnener Krieg nach einem ihn abschließenden unpolitischen Friedensschluß, im Frieden, und durch die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen des Friedens, unheilvoll zu werden vermag.

Diese feinen Möglichkeiten hatte Bismarck stets im Auge. Er spielte das große Schachspiel äußerer Politik rein auf „Stellung", nicht auf Gewinn oder Verlust einer Figur, er spielte nicht, indem er sich nur den nächsten Zug überlegte, sondern hatte das (erst im Frieden sich abwickelnde) ganze Endspiel schon im



Dr. Joachim Graf v. Pfeil, hervorragender deutscher Kolonialpolitiker, begeht am 30. Dezember seinen 60. Geburtstag. Graf Pfeil, der lange Jahre in Afrika und auf den Südsee-Inseln verbrachte, gehört zu den verdienstvollen Vorkämpfern der deutschen Kolonialpolitik, der er voll Tatkraft die Wege ebnete. Auch als Forscher und Kolonialschriftsteller hat er sich sehr verdient gemacht. Während des Weltkriegs stellte er sich als Johanniter in den Dienst der deutschen Sache, und unsere Aufnahme, die während dieses Wirkens gemacht wurde, zeigt den Grafen mit seinem Sohn. Gesundheitsrücksichten zwangen ihn, später dem vaterländischen Hilfsdienst seine Kraft dienstbar zu machen, und der sehr verdiente Mitbegründer der deutschen Kolonialpolitik versieht zurzeit, hochverehrt von seinen Schülern, die Stelle eines zum Heeresdienst eingezogenen Gymnasialprofessors.



Die gesprengten Panzerkuppen des von den österreichisch-ungarischen Truppen eroberten italienischen Grenzforts Chiusaforte.

Kopfe, wenn er den ersten Friedenszug machte. Er zeigte uns aber in seiner praktischen Betätigung noch die Grundzüge einer großen Lehre. Äußere Politik muß Staatspolitik bleiben. Sie darf nie Interessenpolitik von mächtigen, innerhalb des Staates lebenden Gruppen werden. Nicht jene Kreise, die am Kriege Gewinn haben, sollen über Krieg und Frieden entscheiden, nicht solchen wohl geschäftlich starken, aber vom Standpunkte des Gesamtstaats unpolitischen Köpfen darf die Möglichkeit gegeben werden, ihre Wünsche und Neigungen als das Programm der nachkriegerischen Staatsentwicklung durchzusetzen, sondern auf einsamer Höhe, lediglich geleitet von den Erfordernissen des Gesamtvolkes, hat der oberste politische Leiter reine, unverfälschte Gesamtstaatspolitik zu treiben.

Der Weltkrieg.

Chronik vom 8. bis 14. Dezember.

8. Dezember. In Palästina setzten sich die Engländer in den Besitz der Stadt Jerusalem. Nachdem die Stadt im Osten, Südwesten und Nordwesten vom Feind umstellt worden war, zogen sich die Türken nach heftigen Kämpfen im Westen von Jerusalem zurück. Für die freiwillige Räumung war in erster Linie der Gesichtspunkt maßgebend, daß der allen gottgläubigen Völkern der Welt geheiligte Boden nicht zum Schauplatz blutiger Kämpfe gemacht werden sollte. — Nach einem von Reuter weiterverbreiteten Privattelegramm wurde in Guayaquil amtlich mitgeteilt, daß die Republik Ekuador die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen habe.



Fliegerleutnant Boehme, einer der bewährtesten deutschen Kampfflieger, fiel auf dem Felde der Ehre; er gehörte zu den Kampffliegern, die in der letzten Zeit durch ihre Erfolge stark in den Vordergrund traten, hatte 24 Luftsiege errungen und wurde in Anerkennung seiner Erfolge wenige Tage vor seinem Tod durch Verleihung des Ordens Pour le mérite ausgezeichnet. Fliegerleutnant Boehme stammt aus Holzminden. Phot. A. Grohs.

9. Dezember. Im Kampfgebiet von Cambrai wurden die Engländer westlich von Graincourt aus einigen Grabenstücken vertrieben. Ein englischer Vorstoß nördlich von La Vacquerie scheiterte. — Die verbündeten Armeen schlossen nun auch mit den russischen und rumänischen Armeen der Front zwischen dem Dnjestr und der Donaumündung Waffenstillstand. — In Venezien entrissen an der Piavemündung Sturmtruppen des Deéser Honved-Infanterieregiments Nr. 32 dem Feinde den Brückenkopf von Bressanin, wobei 234 Gefangene gemacht und 10 Maschinengewehre erbeutet wurden. — Nach dem Jahresbericht des nordamerikanischen Marinesekretärs Daniels sind seit dem 1. Januar 1917 die Marinestreitkräfte der Union, Offiziere und Mannschaften, von 19500 auf 322000 gestiegen, Reserveoffiziere und Mannschaften von einigen Hundert auf 49000; die monatlichen Ausgaben erhöhten sich von 8 Millionen Dollar auf 60 Millionen, die Zahl der in Auftrag gegebenen Schiffe von 300 auf über 1000.

10. Dezember. In der Nacht auf den 10. wurde das 1895 vom Stapel gelaufene österreichisch-ungarische Kriegsschiff „Wien" (5600 Tonnen) durch feindlichen Torpedoangriff versenkt, doch konnte fast die gesamte Bemannung gerettet werden. — Seit Ablehnung des deutschen Friedensangebots vom 12. Dezember 1916 verlor die Entente trotz ihrer vielfachen Überlegenheit an Zahl und Material an die Mittemächte im ganzen über 430000 Gefangene und über 4000 Geschütze. Von Mitte Dezember 1916 bis ebendahin 1917 wurden außerdem insgesamt 9196000 Brutto-Registertonnen versenkt. — Nach einer Meldung der „Central News" soll die maximalistische Regierung in Petersburg in einer Proklamation jeden persönlichen Grundbesitz aufgehoben und den Grund und Boden für Staatseigentum erklärt haben. Laut Telegramm der Petersburger Telegraphenagentur sind die Bauernbanken und die Adelsbanken in Rußland geschlossen und ihre Geschäfte der Staatsbank überwiesen worden. — Depeschen aus Helsingfors über Haparanda bestätigen, daß die neue bürgerliche Regierung Finnlands mit Svinhufvud, dem Führer der schwedischen Volkspartei, als Präsidenten die völlige Unabhängigkeit Finnlands proklamiert hat. — „Prawda" zufolge beschloß der Baschkirenkreisrat unter Zustimmung der Garnison Orenburg, das zu den Gouvernements Orenburg, Ufa, Perm und Samara gehörige Baschkirengebiet für unabhängig zu erklären. Das genannte Bolschewiki-Organ berichtete ferner, daß aus Charbin ein Telegramm eingetroffen sei, wonach chinesische Truppen ganz unerwartet in die Stadt eingerückt seien, um die dortigen Chinesen zu beschützen. Nach derselben Quelle ist eine japanische Abteilung in Wladiwostok gelandet.

11. Dezember. Zwischen Brenta und Piave entwickelten sich in einzelnen Abschnitten örtliche Kämpfe, in denen Gefangene gemacht wurden. — Nach der „Frankfurter Zeitung" berichten die Londoner „Times" aus Washington, daß die neuen Voranschläge des amerikanischen Kriegsministers die dauernde Unterhaltung von 2000000 Mann an der europäischen Westfront vorsehen. — Über den Verlauf der Verhandlungen hinsichtlich der Waffenruhe an der Ostfront erfuhr die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung": Beim Austausch der Vollmachten stellte sich heraus, daß diese auf beiden Seiten lediglich dazu ermächtigten, über einen Waffenstillstand zu verhandeln, nicht aber über den Frieden. Die russische Delegation schlug vor, einen allgemeinen Waffenstillstand für alle Heere und auf allen Fronten zu vereinbaren. Hierauf konnte deutscherseits nicht eingegangen werden, da die Bundesgenossen Rußlands weder vertreten waren noch den russischen Delegierten Vollmachten erteilt hatten, in ihrem Namen zu sprechen. Von russischer Seite wurden anfangs ziemlich weitgehende Forderungen gestellt, mit denen man deutscherseits nicht einverstanden war und auf deren Erfüllung dann auch verzichtet wurde. — Das englische Unterhaus genehmigte die weitere Vermehrung der Flottenmannschaft um



Im Wintersturm: Deutsche Wacht in der Nordsee. Nach einer Zeichnung von Paul Teschinsky.





Die Wirkung der deutschen Artillerie in der Schlacht um Cambrai: Einer der zahlreichen zerstörten englischen Tanks bei Rumilly. Die Engländer hatten ihrer gegen 400 eingesetzt, von denen rund 100 von uns zusammengeschossen wurden. Phot. Bild- und Filmamt.



Von der Schlacht um Cambrai: Ein in den Kanal bei Masnières gestürzter englischer Tank. Die Tanks sollten Gassen in die Drahtfelder und Abwehrwerke walzen und die Wege bereiten. Damit das sehr geräuschvolle Heranrollen der Tanks nicht gehört werde, wurde zur Übertönung des Motorenlärmens von den Maschinengewehren und Feldgeschützen erhöhtes Feuer abgegeben. Die Durchführung des geschickt und mit Phantasie angelegten Unternehmens hat unseren Gegnern einen Anfangserfolg gebracht, der aber durch unsere kraftvollen Gegenstöße zum größten Teil wieder ausgeglichen ist. Phot. Bild- und Filmamt.

50000 Mann. — Die deutschen Streitkräfte in Ostafrika haben sich auf portugiesisches Gebiet zurückgezogen. Es ist möglich, daß Generalmajor v. Lettow-Vorbeck, um der Gefahr einer Einschließung zu entgehen, sich durch den Übertritt auf portugiesisches Territorium Bewegungsfreiheit sicherte. Die ihm noch zur Verfügung stehenden Streitkräfte werden auf 6000 Askaris und 600 bis 800 Europäer geschätzt. — Nach Schluß der ersten Lesung gingen im preußischen Abgeordnetenhaus die drei Verfassungsvorlagen an einen Ausschuß von 35 Mitgliedern.

12. Dezember. Asquith hielt in Birmingham eine Rede, in der er versicherte, er würde heute dieselbe Entscheidung treffen wie vor drei Jahren, sollte er noch einmal die Zeit durchleben. Die wichtigste und dauernde Verkennung der Kriegsziele der Entente liege darin, daß die Absicht den Alliierten zugeschrieben werde, Deutschland und das deutsche Volk nicht allein zu besiegen, sondern auch zu demütigen und in Armut zu versetzen und schließlich als Faktor für eine weitere reichere Entwicklung der Menschheit zu vernichten. Indem Asquith mehrfach auf die letzte Botschaft Wilsons Bezug nahm, eiferte er gegen den „preußischen Militarismus" und den „widerrechtlichen und schändlichen Unterseebootskrieg". — In Frankreich begann Clemenceau einen Vernichtungsfeldzug gegen Caillaux, den Führer der französischen Friedensfreunde. Eine auf die Artikel 76 bis 79 des Strafgesetzbuchs sich stützende Anklage gegen Caillaux zählt drei Punkte auf: seine auf einen verfrühten Abschluß des Friedens gerichtete Agitation; Bemühungen, die auf Bruch der Allianz mit England gerichtet waren; Einvernehmen mit Agenten des feindlichen Auslandes (Bolo Pascha, Munir Bei). — Nach der Petersburger Agentur wurde eine Unterbrechung der Waffenstillstandsverhandlungen in Brest-Litowsk auf eine Woche russischerseits dazu benutzt, den Alliierten vorzuschlagen, an den Friedensvorbesprechungen teilzunehmen und um nochmals die Soldaten und Proletarier aufzurufen, nachdrücklich in den Gang der

Ereignisse einzugreifen; die alliierten Länder haben auf den russischen Vorschlag nicht geantwortet. — Nach dem Pariser „Temps“ hat die Regierung in Petersburg alle Goldbestände der russischen Banken, einschließlich der Staatsbank, in Beschlag genommen. — Nach den Unruhen vom 9. Dezember hat sich in Portugal ein neues Kabinett gebildet, dessen Vorsitz Sidonio Paez übernommen hat, der auch die Auswärtigen Angelegenheiten und den Krieg im Ministerium vertritt. — Panama und Kuba erklärten im Schlepptau der Vereinigten Staaten an Österreich-Ungarn ebenfalls den Krieg. — Östlich von Bullecourt wurden den Engländern mehrere Unterstände entrissen.



Die Vernichtung des flandrischen Landes: Fliegeraufnahme von Zonnebeke aus dem Jahre 1915. Die Abbildung unten zeigt dieselbe Gegend im Spätherbst 1917.

— Leichte deutsche Streitkräfte unter Korvettenkapitän Heinicke griffen morgens dicht unter der englischen Küste vor der Tynemündung den feindlichen Handelsverkehr an und versenkten in erfolgreichem Gefecht mit den englischen Vorposten zwei große Dampfer und zwei bewaffnete Patrouillenfahrzeuge. Ferner griffen leichte Seestreitkräfte unter Kapitänleutnant Hans Kolbe den Geleitzugsverkehr Bergen—Shetlands erneut an und vernichteten im Kampfe sechs Dampfer von insgesamt 8000 Bruttoregistertonnen sowie den englischen Zerstörer „Patridge“ und vier armierte Bewachungsfahrzeuge; mit einer größeren Anzahl Gefangener, darunter vier Offizieren, kehrten die deutschen Streitkräfte ohne Verluste zurück. — Im englischen Unterhaus wurde eine Kreditvorlage von 550 Millionen Pfund Sterling angenommen, wodurch die Summe der für das Finanzjahr bewilligten Kredite sich auf 2450 Millionen Pfund erhöhte. — Die niederländische Regierung forderte 5 Millionen Gulden zur Errichtung einer drahtlosen Station für die Absendung und den Empfang drahtloser Telegramme nach und von Niederländisch-Indien. Die Telefunkengesellschaft in Berlin



Fliegeraufnahme des verwüsteten Zonnebeke nach den Kämpfen im Spätherbst 1917. Unter den „Befreiungsversuchen“ der Engländer hat sich die blühende flandrische Stadt Zonnebeke, gleich einer Reihe anderer belgischer und französischer Städte vor ihr, in einen Trümmerhaufen verwandelt. Die Verwüstung reicher Städte durch die Engländer hat fast etwas Systematisches, es ist, als sollte der belgische und französische Wettbewerb auf diese echt englische Weise beseitigt werden.



Ein deutscher Kriegshund wird im feindlichen Feuer während eines Gasangriffs mit einer Meldung zurückgeschickt.

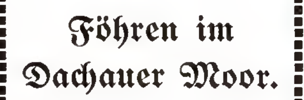
dern werden verschärft durch die schwere Niederlage, die es bei Cambrai erlitt. Nördlich von Gheluvelt wurden bei erfolgreicher Unternehmung gegen die englischen Linien am Schloßpark von Poezelhoek zwei Offiziere und 45 Mann gefangen. Ein nächtlicher englischer Gegenangriff scheiterte. Von der Scarpe bis zur Oise war die feindliche Artillerietätigkeit rege. Ein englischer Angriff östlich von Bullecourt wurde durch deutsches Vernichtungsfeuer verhindert. Bei der Heeresgruppe Herzog Albrecht wehrte im Thanner Tal die Grabenbesatzung den Vorstoß einer stärkeren französischen Erkundungsabteilung ab. — An der Ostfront dauern die Waffenstillstandsverhandlungen fort, mit einer kurzen Unterbrechung, während der die russischen Abgeordneten sich von ihrer Regierung ergänzende Unterweisungen einholen. — Aus den Kämpfen der letzten Tage zwischen Brenta und Piave blieben 40 Offiziere und mehr als 3000 Mann, einige Geschütze und Maschinengewehre in der Hand der verbündeten Truppen. Mehrfache Angriffe des Feindes wurden abgewiesen. — Der österreichisch-ungarische Kriegsminister v. Stoeger-Steiner äußerte kürzlich gegenüber einem Sonderberichterstatter des „B. T.“: „Durch den Zerfall der russischen Armee und die großen Erfolge der verbündeten Truppen in Italien erscheint schon heute alles eskomptiert, was die Vereinigten Staaten jemals auf den europäischen Kriegsschauplatz werfen könnten. Abrüstung ist nur möglich, wenn sie allmählich, gleichzeitig und wechselseitig erfolgt. Niemals aber dürfen wir uns in eine Lage versetzen lassen, die der übrigen Welt gestattet, uns ihren Willen zu diktieren. Heute, da sich die Reihe der Militärstaaten noch um zwei gewaltige Mächte, England und die Vereinigten Staaten, vermehrt hat, weniger als je. Man behauptet, daß das Milizsystem billiger sei und die Volkswirtschaft nicht in gleichem Maße schädige, wie das System der stehenden Heere. Tatsächlich ist aber das Milizsystem nachweisbar kostspieliger. Mit besonderer Genugtuung und Freude wird es die k. u. k. Armee erfüllen, wenn sie dem verbündeten deutschen Heer, wie seinerzeit in Preußisch-Schlesien, auch nunmehr auf den anderen Schlachtfeldern den Dank für die Hilfe wird abstatten können, die deutsche Offiziere und Soldaten Österreich-Ungarn bei der Verteidigung seiner Grenzen geleistet haben.“ — Nach Verbandsquellen verausgabten in diesem einen Jahr, das der Zurückweisung des deutschen Friedensangebots am 12. Dezember 1916 folgte: England 53, Frankreich 35,3, Rußland 46,1, Italien 12,2, Amerika 53,1 Milliarden Mark, das ergibt die gewaltige Summe von 200 Milliarden für ein einziges Jahr. Demgegenüber stehen für Deutschland 36 Milliarden, Österreich-Ungarn 18,7 Milliarden, Türkei 0,66, Bulgarien 0,64 Milliarden, zusammen für die Mittemächte 56 Milliarden. — Die italienischen Kriegsschulden betrugen am 30. September 1917 fast 26 Milliarden Lire, heute wahrscheinlich 30, wodurch die gesamte Staatsschuld Italiens von 15 Milliarden Lire auf 45 Milliarden stieg. — Der Madrider Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“ bestätigt auf Grund der Meldungen von der portugiesischen Grenze, daß es sich bei den Wirren in Portugal um zwei verschiedene Bewegungen handelt, um Lebensmittelunruhen, die besonders am 5. und 6. Dezember in Oporto zum Ausbruch kamen, und um einen politischen Staatsstreich in Lissabon, der sich gegen Portugals Kriegsteilnahme richtete und von den Unionisten gegen Machado und Costa, die Führer der Kriegspartei, ins Werk gesetzt wurde. — Von einer Welttonnage von noch nicht 50 Millionen Brutto-Registertonnen ist ein reichliches Viertel versenkt worden, davon allein in den zehn Monaten vom 1. Januar bis 31. Oktober 1917 8047000 Brutto-Registertonnen. Zum Ausgleich standen der Entente Neubauten, Erpressung neutralen Schiffsraumes und Entwendung deutscher Schiffe zur Verfügung. Die Neubaumöglichkeit beträgt im Jahre 2,5 bis höchstens 4 Millionen Tonnen, doch schweigen die Entente-Schiffahrtszeitungen des Oktober auffällig über Schiffsneubauten und lassen die Erwartungen der amerikanischen Hilfe sehr gering

erscheinen. Seit Beginn des U-Bootskrieges allein bis zum 1. Oktober 1917 sind 1116 Geschütze mit feindlichen Handelsschiffen versenkt worden; 29 Geschütze wurden von deutschen U-Booten erbeutet. Zu diesen bekannten Verlusten kommen noch die Einbußen an Artillerie der sehr großen Anzahl unbekannter versenkter Dampfer und die zu den versenkten und erbeuteten Geschützen gehörende Munition. Nach den Meldungen des Chefs des Admiralstabs der deutschen Marine vom 10. bis 13. Dezember wurden von den deutschen U-Booten mindestens 130000 Brutto-Registertonnen versenkt. Davon entfielen im Sperrgebiet um England 35000 Brutto-Registertonnen auf ein einziges U-Boot unter Kapitänleutnant Jeß. Der Transportverkehr nach Italien und den Kriegsschauplätzen am östlichen Mittelmeer erlitt erhebliche Einbuße. Die Besatzung eines mit mindestens acht Geschützen bewaffneten Hilfskreuzers erlitt beim Untergang namhafte Verluste. Laut Reutermeldung aus Washington wurde am 6. Dezember der amerikanische Torpedobootszerstörer „Jacob Jones" in der Kriegszone torpediert, wobei ein großer Teil der Bemannung umkam. Havas meldete aus Lissabon, daß ein deutsches U-Boot Funchal auf Madeira mit etwa vierzig Granaten bombardiert hat. — Im Monat November betrug der Verlust der feindlichen Luftstreitkräfte an den deutschen Fronten 22 Fesselballone und 205 Flugzeuge, von denen 85 hinter den deutschen Linien, die übrigen jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abstürzten. Auf deutscher Seite betrug der Verlust in derselben Zeit 60 Flugzeuge und 2 Fesselballone. An der Westfront verloren unsere Gegner in heftigen Luftkämpfen am 10. Dezember 11 Flugzeuge und einen Fesselballon. Ein deutsches Marineflugzeug, Führer Oberleutnant z. S. Christiansen, vernichtete in den Hoofden am 11. Dezember das englische Luftschiff C 27, das brennend in die See stürzte.

Der Zug des Todes.

Wiederum fiel auf dem Felde der Ehre einer der erfolgreichsten deutschen Kampfflieger, Leutnant Boehme; auf S. 554 widmen wir dem jungen Fliegerhelden Nachruf und Bild. Auch der deutsche Rudersport beklagt den Verlust eines seiner Besten, des Oberleutnants Dr. Bernhard v. Gaza, der an der Spitze seiner Sturmabteilung fiel; er hatte wiederholt die deutsche Meisterschaft gewonnen und Siege in Holland und Dänemark errungen. Die deutsche Wissenschaft verlor mit Dr. Adolf Reinach, dem Privatdozenten der Philosophie an der Universität Göttingen, der an der Westfront fiel, einen ihrer hoffnungsvollsten Jünger; er war ein hervorragender Vertreter der phänomenologischen Philosophie und Mitherausgeber des „Jahrbuchs für Philosophie und phänomenologische Forschung", in diesem erschien auch seine bedeutendste Arbeit, „Die apriorischen Grundlagen des bürgerlichen Rechts". Ferner fielen auf dem Felde der Ehre: Major Friedrich Graf v. Bredow, München; Major Ernst Maximilian v. Pritzelwitz, Marburg a. L.; Major und Staffelkommandeur Oskar Uhlmann, Dresden; Rittmeister Graf Christian zu Rantzau, ein Enkel des Fürsten Bismarck; Stabsarzt Dr. med. Rudolf Eyfrig, Leipzig; Oberarzt d. R. Dr. Eduard Kiderlin, München; k. u. k. Oberleutnant Anton Getzlinger, einziger Sohn des Oberbezirksarztes Dr. Getzlinger, Wien; Oberleutnant zur See Hans Albrecht Wedel; Oberleutnant der Reserve Regierungsbaumeister Otto Schilling, Hannover; Hauptmann a. D. Georg Graf v. Pfeil und Klein-Ellguth, Sagan; Hauptmann d. L. Direktor der Adlerwerke in Hannover Franz Heine; Hauptmann d. L. Eduard Ronneberg, Kiel; Hauptmann Viktor v. Proedzynski, Berlin-Steglitz; Divisionspfarrer Johannes Kawerau, Insterburg, Sohn des Geh. Oberkonsistorialrates D. Dr. Gustav K., Berlin; Leutnant d. L. Johannes v. Borstel, Dornbusch; Leutnant d. R. Rudolf v. Fischern, Hildburghausen; Leutnant d. R. Maximilian Freiherr v. Loë, Haarlem; Leutnant d. R. Nikolaus Hundt von Hafften; Fliegerleutnant Ernst Häbrich, Weißenfels; Leutnant d. R. Alfred von der Brelie, Braunschweig; Leutnant Hans Konrad v. Schenk, Arnsberg i. W.; Leutnant Günter v. Oven, Glogau; Fliegerleutnant Rudolf Windelmuth; Fliegerleutnant d. R. Gerhard Goetze, Sohn des Pfarrers G., Frankfurt a. M.-Eckenheim; Student des höheren Bergfachs und der Rechte Leutnant d. R. Walter Zörner, Sohn des Generaldirektors Bergrat Z., Köln-Kalk; wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der Handelskammer in Leipzig Leutnant d. R. Dr. Franz Wölfel; Leutnant d. R. Walter Thomae, Sohn des Schulrats Prof. Dr. T., Hamburg; Theaterkritiker Leutnant d. R. Dr. Artur Westphal, Berlin; Leutnant d. R. Fritz Behncke, Sohn des Vizeadmirals B., Berlin; k. u. k. Leutnant Erich Schawerda, Sohn des Arztes Dr. Sch., Wien; Leutnant Günter v. Dittrich, Lubowitz; Offizierstellvertreter Joseph Gmeiner, Peterstal; Vizewachtmeister und Offiziersaspirant Wolfram v. Chlingensperg, Augsburg; Unteroffizier Wilhelm v. Wieding, Mengebostel; Fahnenjunker-Unteroffizier Friedrich v. Loeper, Bromberg; Unteroffizier Theophil v. Mrosik, Semaly.

Von den in der Heimat Verstorbenen sind zu erwähnen: der Kommandant des Berliner Zeughauses Generalmajor z. D. v. Neumann-Cosel; er war ein Nachkomme des Generals v. Neumann, der im Jahre 1807 die Festung Cosel mit Erfolg gegen die Franzosen verteidigte. Der Verstorbene wurde 1905 zum Flügeladjutanten des Deutschen Kaisers ernannt, 1910 zur Zeughausverwaltung kommandiert und später Kommandant des Zeughauses. General der Infanterie z. D. Maximilian Vogel v. Falckenstein, der frühere Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen, verschied in Dolzig im 79. Lebensjahr. Mit General der Infanterie August v. Janson, der in Berlin-Wilmersdorf im Alter von 73 Jahren starb, ging einer der hervorragendsten deutschen Militärschriftsteller dahin; er beschäftigte sich besonders mit dem strategischen und taktischen Zusammenwirken von Heer und Flotte; auch seine kriegsgeschichtlichen Werke sind bedeutsam, in erster Linie ist hier die von ihm verfaßte umfangreiche „Geschichte der Befreiungskriege" zu nennen. In Karlsruhe starb Geheimer Regierungsrat Professor Reinhard Baumeister, der hervorragende Lehrer der Ingenieurwissenschaft und des Städtebaus an der dortigen Technischen Hochschule; mehr als ein halbes Jahrhundert hat er hier mit ausgezeichnetem Lehrerfolg gewirkt und der modernen Städtebaukunst durch Wort und Schrift wertvolle Anregungen gegeben. Die Berliner Technische Hochschule verlieh ihm die Würde eines Doktor-Ingenieurs, die Universität Jena die eines Ehrendoktors der Medizin. Professor Dr. Emil Levy, ordentlicher Honorarprofessor an der Universität zu Freiburg, verschied dort im Alter von 69 Jahren; mit ihm ging einer der gründlichsten und angesehensten Kenner der Sprache der provenzalischen Troubadours dahin. — Aus dem Ausland liegen folgende Todesnachrichten vor: in Kopenhagen verschied der frühere Professor der dortigen Universität Christian Christiansen, der älteste Physiker Dänemarks, im 74. Lebensjahr; auf dem Gebiete der theoretischen Physik war er für Skandinavien der Bahnbrecher, seine Hauptarbeit galt der Entstehung der Reibungselektrizität. Im 91. Lebensjahr starb in Florenz der Nestor der italienischen Gelehrtenwelt und einer der bedeutendsten Historiker des heutigen Italiens Pasquale Villari; er gehörte zu den wenigen aufrichtigen und offenen Verehrern deutschen Geisteslebens in Italien und war jahrzehntelang Professor der Allgemeinen Geschichte an der Florenzer Akademie. Auch politisch spielte der Gelehrte eine hervorragende Rolle, er war fünfzehn Jahre lang Mitglied der Deputiertenkammer, wiederholt Vizepräsident des Senats und im ersten Kabinett Rudini Unterrichtsminister. ⊗



Föhren im Dachauer Moor.

Nach einer Radierung von C. Felber.







Die große Liebe.

Roman von Artur Brausewetter. (Fortsetzung.)

Lothar Heckebarth hatte Mechthilds Abwendung von ihm und ihre Vermählung mit Eckart sehr schwer verwunden. Sie war die einzige Frau, die er eine Reihe von Jahren aus der Tiefe seines Seins geliebt, die einmal besitzen zu dürfen er immer noch gehofft hatte, so geringe Aussichten sie ihm auch auf die Verwirklichung dieser Hoffnung gemacht.

Mehr als alles andere aber schmerzte ihn der Umstand, daß es gerade Eckart war, auf den die Wahl des schönen und klugen Mädchens gefallen war. Denn wenn er sich auch seinen Erfolgen nicht verschließen konnte, ein unbestimmtes Etwas hatte ihn immer von ihm ferngehalten. Als Arzt mußte er ihn anerkennen, als Mensch mied er ihn.

Da er ein klardenkender und gerechter Mann war, fragte er sich des öfteren, ob diese Abneigung lediglich in der nur zu natürlichen Eifersucht begründet wäre, die ihn gegen jenen erfüllte. Aber er mußte darauf mit einem Nein antworten.

Es mochte sein, daß seine nüchterne und nur auf die Wirklichkeit des Lebens gerichtete Natur durch diese Art von Phantasmus, der den wunderbaren Menschen umgab, diese glühende Verehrung, die ihm aus allen Kreisen der Stadt entgegen gebracht wurde, in ihrem feinen Empfinden verletzt wurde, und dies um so mehr, als er selber niemals nach der Volksgunst gestrebt hatte, es auch jetzt in seiner Stellung als Oberbürgermeister nicht tat.

Keine leichten Zeiten waren für ihn gekommen. Die bereits sehr schwierig gewordene Ernährungsfrage, der sehr fühlbare Mangel an den notwendigsten Lebensmitteln legte ihm eine ungeheure Arbeitslast auf die Schultern, und, was noch schwerer zu tragen war, eine gewaltige Verantwortung.

So zweifellos seine Tüchtigkeit war, und so willig diese auch von den eingeweihten und verständigen Menschen anerkannt wurde, die größeren Volkskreise wälzten, als es nun auch an Kartoffeln gebrach und man stundenlang, oft dazu noch vergeblich, vor den nur für einige Stunden geöffneten Geschäften warten mußte, alle Schuld auf ihn und klagten ihn und seine städtische Regierung voll ungerechten, deshalb aber nur um so leidenschaftlicheren Unmuts an.

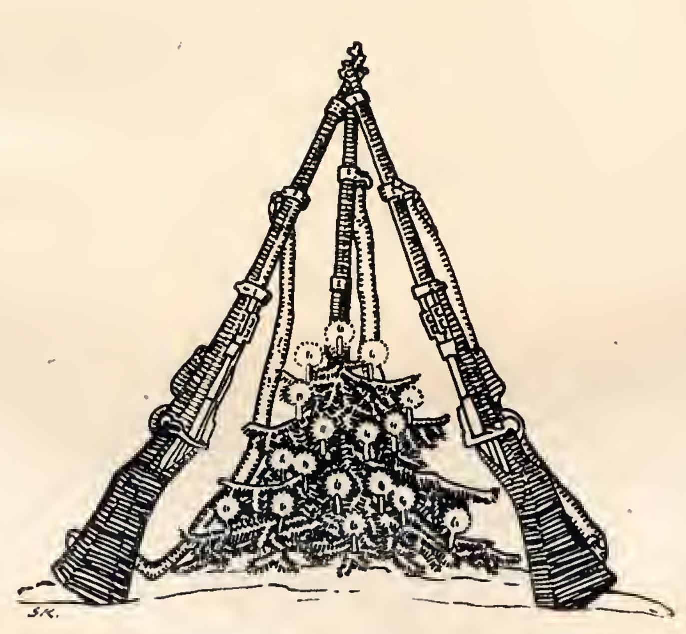
Auch das überwand er.

„Ich tue meine Pflicht," sagte er zu Ravenstein, mit dem ihn nach wie vor eine innige Freundschaft verband; „in diesem Bewußtsein finde ich meine Ruhe und das Gleichgewicht meiner Seele."

Da kam unerwartet das große Glück in sein bei aller Tätigkeit einsames Leben.

Auf einer kurzen Erholungsreise in den Harz, die seine angegriffenen Nerven notwendig gemacht hatten, lernte er in einer Pension in Harzburg die Tochter eines höheren Offiziers kennen, der, im Felde schwer verwundet, dort zur Wiederherstellung seiner Gesundheit weilte.

Ilse v. Bodenfels war eine Erscheinung von schlanker Grazie, leicht, beinahe zu leicht und zierlich gebaut. Die Lieblichkeit des blühenden Antlitzes, das ein Kranz mattbraunen Haares umfloß, erhielt durch die zarten und zugleich frischen Farben einen besonderen Duft, und in ihrer Stimme war ein weicher, melodischer Klang, der sich wie Musik anhörte und mit ihrer ganzen Erscheinung in wunderbarem Einklang stand.



Kriegsweihnacht. Nach einer Zeichnung von S. Kronburg.

Gleich am ersten Abend, als er ihr gegenübersaß, gewann sie sein Herz.

Zuerst konnte er es nicht glauben und fassen, daß er, der sich gegen alle Liebe gefeit wähnte, sofort und mit so unwiderstehlicher Gewalt von einer weiblichen Erscheinung im Innersten ergriffen wurde. Dann begann er sich auf das ernsteste zu prüfen; er hielt sich geflissentlich zurück, machte seine einsamen, weiten Spaziergänge, nahm auch das Essen oft außerhalb des Pensionats ein. Als er zu der Gewißheit kam, daß seine Neigung stark und fest begründet war, kämpfte er nicht länger und erklärte sich.

Ilsens Vater bat ihn auf sein Zimmer. Sie hatten eine eingehende Unterredung, die Heckebarth sichtlich nachdenklich machte, und über die er mit niemand sprach, auch nicht mit Ilse. Wenige Tage später verlobten sie sich.

Ihr Brautstand währte nur kurze Zeit. Als Herr v. Bodenfels genesen war und die Führung seines Regiments an der Westfront aufs neue übernahm, ließen sie sich am Tage vor seiner Abreise in aller Stille in einer kleinen, auf hohem Berge gelegenen Kirche trauen.

Die ganze Stadt war entzückt über die anmutige und liebreizende Oberbürgermeistersfrau, die Heckebarth an einem sonnenhellen Herbsttage in sein Haus führte. Ihr gütiges Wesen, ihre freundliche Art, mit den Menschen aller Kreise und Stände umzugehen, eroberte ihr im Fluge die Herzen von alt und jung.

Sie beteiligte sich an allen möglichen Wohlfahrtseinrichtungen, arbeitete unter Frau Mollenhauers Anleitung im Nationalen Frauendienst wie in dem neueingerichteten Säuglingsheim und wußte alles mit einem für ihre Jugend und Unerfahrenheit erstaunlichen Geschick auszuführen.

Überall wollte man sie nun dabei haben, keine Veranstaltung konnte ohne sie vonstatten gehen. Ihr gütiges Herz und ihre Freude an segenbringender Arbeit ließen sie nicht nein sagen. So übernahm sie mehr, als es selbst ein stärkerer Körper auf die Dauer hätte leisten können.

Heckebarth warnte sie. Aber sein Einspruch war vergeblich.

„Wenn ich den Vater im harten Kampfe an der Front weiß und dich den ganzen Tag arbeiten sehe, Liebster, so will ich ein gleiches tun!“ antwortete sie ihm. „Haben wir beide unsere Pflicht in dieser schweren Zeit erfüllt, um wieviel reiner und schöner genießen wir dann unsere Mußestunden!“

„Aber deine Gesundheit, Ilse —“

„Wer hat jetzt Zeit, an seine Gesundheit zu denken?“

Mit einem Male schien ihr eine Erinnerung zu kommen.

„Aber ich weiß es wohl,“ fuhr sie fort. „Du warst damals kurz vor unserer Verlobung oben beim Vater auf seinem Zimmer, und als du herunterkamst, warst du so ernst und nachdenklich, wie ich dich nie gesehen, und sagtest mir kein Wort. Sei ohne Sorge, Schatz! Mein Vater war von jeher übertrieben ängstlich. Die Krankheit und der frühe Tod meiner Mutter, die er über alles liebte, haben es verschuldet. Aber ich bin wohl und frisch wie der Fisch im Wasser und habe mich nie so gesund gefühlt wie heute. Ich glaube, das kommt, weil ich so glücklich bin — so über alle Maßen glücklich!“

Da strahlte sein ganzes Antlitz, er gab sich zufrieden und ließ sie gewähren.

Auch in die Kreise, in denen er als Junggeselle am liebsten verkehrt hatte, führte Heckebarth seine junge Frau: zu Ravensteins und Mollenhauers, und auch hier knüpften sich bald innige Beziehungen. Vor allen schloß sich Ilse an Frau Hildegard an. Sie waren beide junge Gattinen, Hildegard hatte ihren Mann, sie ihren Vater im Kriege, das waren von vornherein gegebene Beziehungen.

Zu Eckarts aber hatte Heckebarth seine Gattin nicht geführt. Eines Tages fragte sie ihn, warum sie dort keinen Besuch gemacht? Er gab eine ausweichende Antwort.

„Die junge Frau habe ich erst einmal bei ihren Eltern getroffen, sie hat ja im ersten Augenblick etwas Kühles; als wir aber nach Tische ein wenig ins Gespräch kamen, gefiel sie mir sehr gut. Ich glaube, daß wir zueinander stimmen würden.“

Auch hierauf verhielt er sich ablehnend, so schnell er sonst ihre Wünsche erriet und erfüllte.

„Und daß du sie einmal lieb gehabt, das weiß ich,“ fuhr sie fort, den Arm leicht auf seine Schulter legend. „Du hast mir selber ja alles erzählt. Es hat mich nie beunruhigt. Was kümmert's mich, was vor mir gewesen? Als du mich noch nicht kanntest, konntest du mich auch nicht lieben! Wenn mir nur die Gegenwart ganz gehört, und in ihr deine ganze, ungeteilte Liebe!“

Und als er immer noch schwieg: „Hast du etwas gegen den Doktor? Ich habe ihn noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, obwohl ich es so gern möchte! Denn überall höre ich von ihm, alle preisen ihn, wohin man auch kommt!“

Eines Abends trafen sie mit Eckarts im Ravensteinschen Hause zusammen. Sein Platz war neben dem Ilsens, und Heckebarth merkte, wie angeregt sie sich unterhielt, mit welcher Aufmerksamkeit sie auf seine Worte hörte. So hatte er sie noch nie im Zusammensein mit einem fremden Mann gesehen.

Sie sprachen beide diesmal nicht über ihn, weder beim Nachhausegehen noch am anderen Tage, obwohl



sie sonst gerne ihre Beobachtungen und Eindrücke über Menschen tauschten, mit denen sie zusammen kamen. Es war wie eine geheime Verabredung.

Bei dieser einen Begegnung blieb es; eine neue folgte ihr nicht. Aber Heckebarth fiel es auf, daß seine Frau des öfteren von Eckart sprach und sich auch in ihren Gedanken mit ihm zu beschäftigen schien.

Es war am frühen Morgen, Heckebarths liebster Arbeitszeit. Er saß in seinem Zimmer auf dem Rathause und erledigte die notwendigen Sachen zur Magistratssitzung, für die heute eine besonders wichtige Tagesordnung vorlag. So war er in seine Akten vertieft, daß er ein mehrmaliges Pochen an seine Tür überhört hatte und mit erstauntem Gesicht von seinen Papieren aufblickte, als sein alter Ratsdiener vor ihm stand.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Oberbürgermeister, aber meine Botschaft hat große Eile — und sie ist nicht gut."

Heckebarth sah den Mann noch verwunderter an. Jeder von seinen Beamten wußte, daß er Umschweife nicht liebte, und des Alten Sache waren sie nie gewesen.

„Der Herr Oberbürgermeister möchten schnell nach Hause kommen — die Frau Oberbürgermeister sind plötzlich erkrankt."

Wenige Minuten später stand Heckebarth am Bett seiner Frau.

Bleichen Antlitzes, die Augen weit geöffnet und noch glänzender, als sie es an sich waren, lag Ilse da. Der Körper war regungslos; ab und zu flog ein leichter Schauder über ihn dahin, als fieberte sie. Sie wollte sprechen, aber sie vermochte es nicht. Mit einem Ausdruck, der unerklärlich und zugleich schmerzlich war, weilte ihr angstvoll suchender Blick auf ihm.

„Die gnädige Frau fühlte sich in letzter Zeit schon oft wenig wohl," sagte das Mädchen, das Ilse aus dem Elternhaus mitgebracht hatte und das eine Vertrauensstellung bei ihr einnahm. „Sie hat mir nie ein Wort gesagt."

„Sie hat den Herrn Oberbürgermeister schonen wollen. Herr Geheimrat Mollenhauer ist bereits unterwegs."



Madonna. Nach einem Holzschnitt von Augustinus Heumann.

„Sie erzählten mir einmal, Herr Oberbürgermeister, daß die Mutter Ihrer Frau Gemahlin ein schweres Leiden gehabt, und daß Ihr Herr Schwiegervater Sie hierüber kurz vor der Verlobung aufgeklärt hätte," sagte Mollenhauer, als er nach einer sorgfältigen Untersuchung der Kranken mit Heckebarth allein war. „Wollen Sie mich vielleicht ein wenig genauer in das einweihen, was Ihnen damals gesagt wurde?"

Heckebarth berichtete dem Arzt mit der ihm eigenen Klarheit ziemlich wörtlich, was ihm sein Schwiegervater eröffnet hatte, und worüber er noch nie mit einem Menschen gesprochen.

Mollenhauer, der sehr aufmerksam zugehört, nickte einigemal zustimmend, aber der Ausdruck auf seinem Antlitz war nachdenklich geworden.

„Und Sie meinen, daß hier eine Wiederholung des Falles — eine Art von Vererbung —?" Er konnte jetzt eine starke Besorgnis nicht länger unterdrücken.

„O nein, das meine ich durchaus nicht. Von einer Wiederholung kann gar keine Rede sein. Eine gewisse Vererbung, zweifelsohne. Aber sie äußert sich im vorliegenden Falle in ganz anderer und durchaus nicht so bedenkenerregender Weise. Ihre Frau Gemahlin hat einen Krankheitskeim mitbekommen, das dürfen wir uns nicht verhehlen, aber zu ernster Besorgnis ist, Gott sei Dank, noch keine Veranlassung."

„Sie betrachten mich doch als Mann, Herr Geheimrat, der unter allen Umständen Offenheit fordert?"

„Das tue ich, ganz gewiß. Ich stelle den Fall auch durchaus nicht als unerheblich hin — nur aussichtslos ist er nicht, ganz und gar nicht! Die Hauptsache heißt hier: Geduld, auch wenn es nur langsam vorwärts geht. Geduld und Vertrauen! Alles andere wird sich dann finden."

„Gott sei Lob und Dank! An der Geduld soll es nicht fehlen, ich glaube, auch bei Ilse nicht, sie ist eine tapfere Frau, und am Vertrauen gewiß nicht."

„Dann werden wir die Sache schon machen!"

Freilich, die Geduld wurde auf eine sehr harte Probe gestellt.

Mollenhauer kam täglich, oft zweimal. Aber Ilsens Zustand änderte sich sehr langsam. Sie fand wohl allmählich die Sprache wieder, doch das Antlitz behielt die fahle Blässe, ihr Auge blieb starr und ihr Körper wie gelähmt.

Mollenhauers Zuversicht blieb dieselbe.

„Es liegt eine organische Krankheit vor, die jedoch ein klares Bild zeigt, und der wir allmählich sicher beikommen werden," tröstete er, und Heckebarth ward beruhigt und trug männlich, was ihm auferlegt war.

Eines Tages aber wurde er wieder aus der Sitzung, die er eben begonnen, herausgerufen: der Zustand seiner Frau hätte sich merkbar verändert, sie wäre sehr aufgeregt und verlangte dringend nach ihm.

Er fand sie in Tränen aufgelöst.

„Ich hatte eine so furchtbare Sehnsucht nach dir — ich wollte dich noch einmal sehen, noch einmal deine liebe Hand fassen," sagte sie mit leiser, zärtlicher Stimme, „wer weiß, wie lange ich es noch kann —"

Ihre Worte ergriffen ihn tief; aber er beherrschte sich und suchte sie zu beruhigen.

„Du wirst wieder gesund werden, Ilse, ganz gesund! Mollenhauer hat es mir heute früh erst versichert."

Da richtete sie sich in ihrem Bett auf, langsam und nicht ohne Mühe.

„Er wird mich nicht gesund machen — er nicht. Wenn es einer könnte, dann wäre es der andere — der Eckart!"



Er erschrak, als er den Namen von ihren Lippen hörte.

„Wie kommst du plötzlich auf den?" fragte er.

„Ich habe während meiner ganzen Krankheit an ihn gedacht — immer, immer — nur an ihn!"

„Und hast nie von ihm gesprochen?"

„Weil ich wußte, wie wenig angenehm es dir sein würde. Aber jetzt, wo es so traurig mit mir steht, wo —" Ihre weiteren Worte erstarben in einem Tränenstrom.

„Mollenhauer würde es uns nie verzeihen. Er gibt sich die größte Mühe und ist seiner Sache ganz sicher."

„Siehst du, ich wußte, daß du das sagen würdest!"

Ganz regungslos lag sie nun da, die tiefglänzenden Augen über ihn fort in die Weite gerichtet.

„Ich träumte von ihm. Ich war gestorben und lag auf einem Rasenbeet. Es war ganz grün, und blaue und rote Rosen blühten auf ihm — da kam er und nahm mich bei der Hand und sagte mit einer Stimme, die mir immer noch in den Ohren klingt: ‚Stehe auf und wandele!' Und ich stand auf und wandelte an seiner Hand und war gesund und froh ...

Ein andermal — da saß ich an einer gedeckten Tafel, über die wieder blaue und rote Blumen gestreut waren, und machte noch einmal Hochzeit mit dir. Und plötzlich sank der Stuhl, auf dem ich saß ... tief, ganz tief. Und du warst fort und die Tafel und alle Gäste. Ich wollte schreien und konnte nicht — Da kam er und nahm mich in seine Arme, und wir flogen — höher, immer höher über die Erde fort in den hellen, lachenden Himmel, und da —"

Sie sank ermüdet in die Kissen zurück und lag nun stumm und teilnahmlos den ganzen Tag.

Am nächsten Morgen jedoch war abermals eine Verschlechterung eingetreten, so daß auch Mollenhauer ein bedenkliches Gesicht machte.

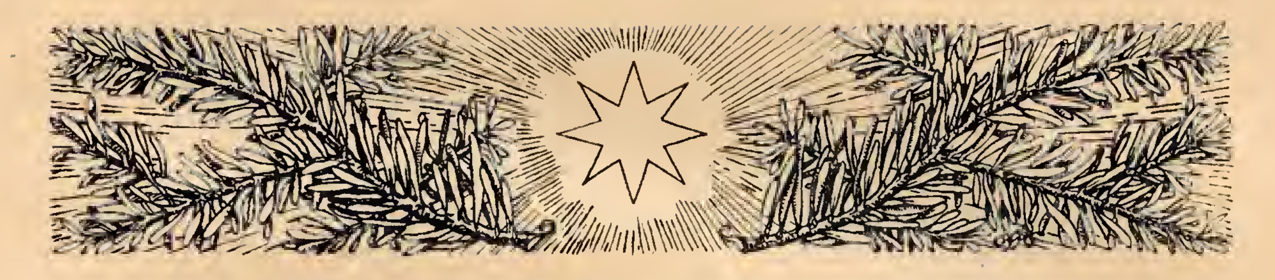
Da erzählte ihm Heckebarth von dem, was sich am vorigen Tage zugetragen hatte.

Gegen Abend erschien, vom geängsteten Gatten in seiner höchsten Not gerufen, Dr. Eckart.

Heckebarth führte ihn zu der Kranken. Die lag noch immer in der alten Teilnahmlosigkeit, die Augen ins Leere gerichtet, das Antlitz so bleich und weiß wie die Decke ihres Bettes.

Sowie aber Eckart ihre Hand ergriff und einige Worte zu ihr sprach, belebte sich alles an ihr. Ihr Körper richtete sich empor, ihre Augen erhielten ihren Glanz zurück, auf ihr Antlitz ergoß sich ein rosiger Schimmer und ließ es für kurze Zeit in seiner einstigen mädchenhaften Schönheit erblühen.

(Fortsetzung folgt.)



Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.

Von Margarete Weinberg.

In Spinozas Ethik, diesem von den eisernen Trägern der mathematischen Beweisführung gestützten Wunderbau, um dessentwillen sein Urheber wie Jesus von Nazareth als angeblicher Verächter des mosaischen Gesetzes verfolgt worden ist, steht das schöne Bekenntnis, daß wahre Tugend nichts andres bedeute, als nach der Leitung der Vernunft zu leben. „Wer aber nach der Leitung der Vernunft lebt, der strebt, soviel er kann, den Haß, den Zorn, die Verachtung anderer gegen ihn durch Liebe oder Edelsinn zu vergelten.“ Alle vorbildlichen Menschen reden diese nämliche Sprache. Sie ist diejenige des Evangeliums und erfüllt von jenem Geiste Christi, den Spinoza selbst als die „Idee Gottes“ bezeichnet hat. Von ihm, so meinte er, hinge es ab, daß der Mensch das Gute, das er sich selbst wünscht, auch den anderen Menschen wünscht. Das ist nur eine Umschreibung des Gebotes der Nächstenliebe aus dem dritten Buche Mosis, das Jesus nächst der Liebe zu Gott — und auch hierin stimmt Spinoza mit ihm überein — als vornehmstes Gebot bezeichnet hat.

Die Anhänger des Heilandes, des vollkommensten Menschen, der je auf Erden gewandelt ist, zählen nach Millionen in der Alten wie in der Neuen Welt. Was trotz des gemeinsamen Bekenntnisses an gegenseitigem Haß, an Grausamkeit und Verleumdung unter ihnen aufkommen konnte, wird als die erschütterndste Lehre dieses Krieges im Gedächtnis der Menschheit bewahrt bleiben. Vom Geiste der spinozistischen Weltanschauung haben nur ganz wenige einen Hauch verspürt, aber ein Goethe war darunter. Man weiß aus dem dritten Teil von „Wahrheit und Dichtung“, welche außerordentliche Wirkung die Lehre des holländischen Juden auf den Vierundzwanzigjährigen ausgeübt hat, und daß er sich besonders durch die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete, angezogen fühlte. So nachhaltig war dieser Einfluß, daß er noch in dem 1783 entstandenen Gedicht „Das Göttliche“ zu spüren ist. Man hat diese Ode als das Lebensevangelium des Dichters bezeichnet, und wahrlich ist sie wert, dafür zu gelten. Sie beginnt mit der Forderung „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“, deren Erfüllung für Goethe gleichbedeutend mit „Mensch sein“ ist, denn nur diese Eigenschaften unterscheiden den Menschen von allen anderen Wesen, die wir kennen. Während nämlich die unfühlende Natur ihre guten und schlechten Gaben wahllos über Gerechte und Ungerechte ausschüttet, während das Schicksal blindlings ohne Ansehen des Verdienstes Glück und Unheil verteilt, vermag der Mensch mit Hilfe des ihm verliehenen Unterscheidungsvermögens, also der Vernunft, zu wählen und zu richten, zu lohnen und zu strafen, zu heilen und zu retten. Diese Fähigkeit zu höchster Vollkommenheit auszubilden, ist ihm freilich nicht beschieden. Aber was der Beste im kleinen tut oder zu tun wünscht, das traut die Menschheit im großen den Unsterblichen zu. Ahnend schafft sie sich die Gottheit nach dem Ebenbilde der Auserwählten, jener Verkünder des Heiles, deren sittlicher Wandel den Kindern der Welt ein Ärgernis

Das Licht der Welt. Nach einem Gemälde.

ist und der staunenden Menge doch immer wieder das Bekenntnis abringt: Wahrlich, dieser ist göttlicher Herkunft. So dient sein Beispiel zur Befestigung des Gottesglaubens, des Glaubens an ein den Erdgeborenen unerreichbares Ideal. Darum sei der edle Mensch „hilfreich und gut! Unermüdlich schaff' er das Nützliche, Rechte". Mit dieser Formel wäre, ohne jeden Unterschied des Bekenntnisses, jedem der Weg gewiesen, der sich unter dem Nützlichen auch unfehlbar das Rechte vorzustellen weiß. Aber können nicht die Meinungen darüber voneinander abweichen? Solange der persönliche Vorteil erstrebt wird, solange der Sinn am Materiellen haftet, gewiß; denn alles mit diesem Verbundene ist Schwankungen unterworfen, deren Ursache in dem Mangel eines in Ewigkeit unveränderlichen, unverrückbaren Zieles zu finden ist. Nur wem ein solches vorschwebt, dem bietet sich die Möglichkeit, im Sinne jener Forderung zu wählen, und nur aus dem allen gemeinsamen Ziele läßt sich das allen gemeinsame Nützliche, Gute und Rechte ableiten. Ein solches Ziel ist das Streben nach Vollkommenheit, die auf der Erkenntnis des Göttlichen beruht. Nützlich und gut ist demnach, was diesem Zwecke förderlich ist, der, da er der ganzen Menschheit zugeteilt ist, zur Vereinigung der Menschen und zur Betätigung der Menschenliebe führen muß. Niemand kann nach eigener Vervollkommnung trachten und dennoch jene Bereitschaft, anderen zu nützen und wohlzutun, versagen, die im Sinne Christi und Spinozas den edlen Menschen über die große Menge emporhebt. Obwohl sie nun selbst diesen Abstand empfindet und ihn durch Nacheiferung überbrücken möchte, begnügt sie sich, da „alles Erhabene ebenso schwierig wie selten ist", meist mit dem Zerrbilde dessen, was sie für recht und wünschenswert erkennt: der Durchschnittsmensch klammert sich an die konkreteste der drei Forderungen, an die der Hilfsbereitschaft, und glaubt, das seinige getan zu haben, wenn er seinen Tribut, sei es durch Erleichterung des Geldbeutels, sei es durch tätige Mitarbeit an einem guten Werke, entrichtet hat, auch wenn hinter solchem Tun der Egoismus als Eitelkeit, Strebertum oder als das Bedürfnis steht, sich von den durch der Menschheit Jammer erregten Gewissensmahnungen loszukaufen. Niemand wird leugnen, daß aus solchen Beweggründen in aller Welt viel Gutes getan wird, das man — auch wenn man diese mißbilligt — nicht ungeschehen sehen möchte; niemand wird aber dem an solchem „Liebeswerke" Beteiligten das Zeugnis eines edlen Menschen ausstellen können. Denn weder der Zweck noch die Mittel heiligen denjenigen, der sich dieser bedient, um jenen zu erreichen, sondern allein die Selbstlosigkeit der Gesinnung. Die aber wird immer nur bei wenigen zu finden sein in einer menschlichen Gemeinschaft, die niemandem etwas gewährt, ohne sich die Rolle des Gläubigers anzumaßen, in der niemand etwas empfangen kann, ohne in Abhängigkeit zu geraten. Je seltener sie ist, um so höher steht aber die selbstlose Güte in der allgemeinen Bewertung, und zwar nicht nur bei den Aufrichtigen, die ihre sittliche Überlegenheit rückhaltlos anerkennen, sondern noch weit mehr bei den Selbst- und Gewinnsüchtigen, die in ihr ein ergiebiges Ausbeutungsobjekt wittern, am meisten bei den Heuchlern, die in sicherer Erkenntnis ihrer werbenden Kraft sie als Maske benutzen und hinter ihr die unheiligen Züge ihres wahren Angesichtes verstecken. Es gibt nichts Widerwärtigeres als die Scheinheiligkeit, dieses Zerrbild der selbstlosen Güte, die unter ihrem Deckmantel auf Raub ausgeht; und doch liegt in der Tatsache, daß sie sich solchen Trugs bedienen muß, ein Beweis für den unausrottbaren Idealismus der Menschheit, die nicht aufhört, an Uneigennützigkeit und Edelmut glauben zu wollen, so oft sie sich auch schon getäuscht sehen mußte. Der vermeintliche Sieger bleibt hier in einem höheren Sinne doch der Unterliegende, weil er wider den eigenen Willen das bejahen muß, was er seinem Wesen nach verneint. Jupiter, der, um die Gunst der Alkmene zu gewinnen, ihr in der Gestalt Amphitrions, des Gatten, nahen muß, bereitet ihrer Tugend keine Niederlage, sondern einen Triumph. Wer, um einen anderen, Besseren für seine Pläne zu gewinnen, diese fälschen oder unter Verschleierung der Wahrheit empfehlen muß, der gesteht mindestens sich selbst die Unlauterkeit seiner Absichten ein.

Darum zeugt der Verleumdungsfeldzug gegen die Deutschen, mit dem die Engländer den Krieg nicht nur eingeleitet, sondern auch mit großer Umsicht von langer Hand vorbereitet haben, gegen die Reinheit ihrer Sache; die Nachrichtenblockade, durch die die öffentliche Meinung der anderen Erdteile irregeführt wurde, davon, daß sie gegen ihre bessere Überzeugung handelten. Daß aber ihre politischen Drahtzieher mit heuchlerischer Gebärde uneigennützige Beweggründe für ihr Vorgehen angaben, das doch von kühlen Nützlichkeitserwägungen bestimmt wurde, erklärt sich aus ihrer richtigen Einschätzung der Masseninstinkte; auch diesen gegenüber bewährt sich die werbende Kraft edelmütiger und uneigennütziger Beweggründe besser, als diejenige schnöder Gewinnsucht. Man muß den Völkern schon einreden, daß es irgendwo Unterdrückte zu „erlösen" oder verletztes Recht zu schirmen gilt, damit sie sich willig zur Schlachtbank führen lassen. Man muß sie glauben machen, daß die Errungenschaften der Zivilisation vor den „Barbaren" verteidigt werden sollen, damit ihnen die innere Notwendigkeit des Krieges einleuchtet. Die Irregeführten vermögen die Worte nicht auf ihre Wahrheit zu prüfen, auch nicht zu untersuchen, auf wessen Seite das Recht ruht, da nur ein Teil unter ihnen wirkt, der andere von ihnen abgeschnitten ist. Freilich werden den also Genarrten dereinst die Schuppen von den Augen fallen, zu spät, um Geschehenes rückgängig zu machen, hoffentlich aber früh genug, um zu verhindern, daß ein gleiches frevelhaftes Spiel noch einmal mit ihnen oder ihren Nachkommen getrieben werde. Gibt es aber dagegen einen Schutz? Gibt es überhaupt in der Gemeinschaft der Völker eine Möglichkeit, auf der Grundlage „edel sei der Mensch, hilfreich und gut" miteinander auszukommen? „Damit die Menschen in Eintracht leben und hilfreich gegeneinander sein können," lehrte Spinoza, „ist es notwendig, daß sie ihr natürliches Recht aufgeben und einander Sicherheit gewähren, daß keiner etwas tun werde, was einem anderen zum Schaden gereiche." Ihm ergab sich aus dieser Forderung die Notwendigkeit des Staates und seines Verhältnisses zu den Bürgern. Immanuel Kant verlangte von den einzelnen Staaten den gleichen Verzicht auf die „wilde, gesetzlose Freiheit" und die Anerkennung gemeinsamer Zwangsgesetze, und er sah mit der Erfüllung dieses Gebotes einen Völkerstaat entstehen, dem zuletzt alle Völker der Erde angehören würden.

So sehr in weltlichen Dingen die Meinungen der Menschen auseinanderstreben, die großen Führer der Menschheit mit ihren auf Ewigkeitsziele gerichteten Lehren widersprechen einander nicht. Sie reden alle die nämliche Sprache, die die des Evangeliums ist. Mit der Forderung der Gottesliebe, die das Streben nach Vollkommenheit ist, und der Menschenliebe, die durch edles, hilfreiches und gutes Handeln erfüllt wird, weist sie den Weg zur Verwirklichung der mit Sehnsucht vernommenen Verheißung, des weihnachtlichen Grußes: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen".



Die Heiligen drei Könige.

Kind und Kunst.

Von Georg Stiehler, Leipzig. (Hierzu zehn farbige Darstellungen von Kinderhand.)

Je rauher die Tage werden und je zeitiger der Abend ins Land geht, desto enger versammelt sich die Hausgemeinde um Tisch und Ofenbank. Die Winterzeit ist auch die Zeit, die unsere Kinder mehr als zu anderen Stunden des Jahres zur Besinnung und zur Selbstbeschäftigung führt; die aber auch den Eltern wertvolle Einblicke in Geist, Gemüt und körperliches Tun der Kinder verschafft. Nur wenig Eltern sehen mit gleichgültigen Augen über das Spiel oder die Selbstbeschäftigung der Kinder hinweg, sie leben vielmehr mit ihnen bei Spiel und gewollter Arbeit. Vielen Erziehern aber steht das bastelnde, zeichnende, spielende Kind fern. Sie wollen mithelfen, mittun, miterleben, aber es fehlt an der nötigen Einsicht. — Wir wollen an der Hand von Kindern geschaffener Bilder zeigen, wie auch das zeichnende Kind mit ganzem Herzen, mit ganzem Gemüt und mit ganzem Körper schafft, und wie Eltern verständnisvoll der Arbeit folgen oder die Arbeit taktvoll fördern können.

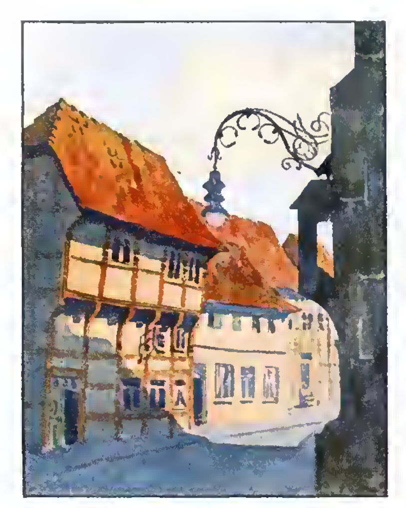
„Die Heiligen drei Könige", die die Reihe unserer Bilder eröffnen, sind ein von Kinderhand geschaffener Wandfries aus Buntpapier. Den echten Künstler packt ein Stoff so lebendig, daß er voll innerer Gefühle ist. Und darin stehen unsere Kleinen und Größeren dem Künstler nahe. Ein Bild aber löst sich aus zu voller Klarheit, und nun gilt's, das Gedachte, Gefühlte, Geschaute zum sichtbaren Werk zu bringen. Und da wird die Lehre vom Unterschied lebendig; der Künstler schafft unter voller Beherrschung der technischen Mittel, das Kind schafft naiv, ohne große technische Überlegung und ohne die künstlerischen höheren Darstellungswerte.

Eine ungeschickte Erzieherhand kann nun in diesem Augenblicke des kindlichen naiven Schaffens viel verderben. Wer viel beobachtet und miterlebt hat, versteht den unvollkommenen kindlichen Ausdruck. Ein Stück Innenleben, voll gedachter Poesie und der ernsthaften rein menschlichen Absicht, anderen mit seinem „Werk" eine Freude zu machen: so steht das Geschaffene trotz des dürftigen Gewandes vor der Seele des einsichtigen Erziehers! Setzt aber die Kritik ein, so fällt ein Reif auf das zarte Pflänzlein, das nach Licht und Luft strebte und sich im eigenen Boden fest verankern wollte. Nicht der unterrichtende „Zeichenlehrer" darf mit eindringlicher oder aufdringlicher Geste Fehler in Form, Farbe und Komposition suchen, sondern der erwachsene „Freund" muß vorsichtig durch ein Wort, durch eine Handbewegung eine Anregung geben; denn Goethe sagt in voller Erkenntnis dieses zufälligen und freiwilligen Erzieheramtes Erwachsener: „Die Jugend will lieber angeregt als unterrichtet sein!"

Das Technische ist dem Kinde nie Selbstzweck, das Technische muß ohne besondere praktisch-ästhetische Rücksicht der Idee dienen. Gerade diese kunsttechnische Sorglosigkeit gibt der kindlichen Zeichnung eine Frische und Selbstwirkung, die die Expressionisten unserer Zeit in ihren Werken wiedergeben wollen, die aber nur selten das Gesuchte, Gezwungene verdecken können. Der Erwachsene soll mit den Kindern fühlen können. Und nun hat die Leitung, die Anregung an einem Punkte zu erfolgen, der nicht den Kern, den Inhalt des Dargestellten trifft, sondern die Hülle, die äußere Form. Dabei begnügt sich der Erzieher nur mit einem Eingriff oder mit geringen Hinweisen. Soll doch das Kind kein Kunstwerk schaffen, das der zünftigen Kritik ausgesetzt oder gar als Kaufwert auf den Markt gestellt werden soll! Sobald aber das Kind mit feiner Witterung errät, daß die Freiwilligkeit seiner zeichnenden Betätigung einem Zwang weichen soll, dann legt es bald Stift und Pinsel still und scheu zur Seite. Die freie, zeichnerische Selbstbetätigung bedeutet eben für das Kind eine Auslösung der ernsten Arbeit unter Zwang. Es bedeutet ein Selbstbesinnen und Selbsttun ohne Vorschrift



Im Herbst.



Die stille Straße.

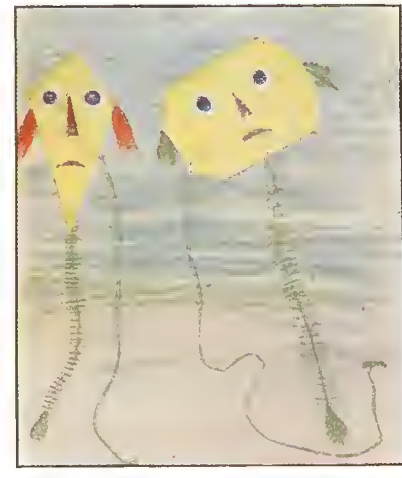
und ohne peinliche Korrektur; es ist ihm ernst mit seiner Freiheit, seiner Selbständigkeit, seinem Spiel und seiner Freude! Nur dann gedeiht auch die köstlichste Pflanze, der Humor, die Heiterkeit. Stellt der Erzieher sich so auf das Innenleben des Kindes ein, dann ist ihm das Wort Jean Pauls zur tieferen Einsicht gelangt: „Der Mensch muß Spaß verstehen, das heißt Ernst!“

Unsere Bilder zeigen diesen kindlichen Ernst in liebenswürdiger und humorvoller Weise.

Da diese Heiligen drei Könige (Abb. S. 211)! Sie sind gedacht als Wandfries für die Kinderstube, für die Spielecke! Und wie ging der jugendliche Künstler ans Werk? Die technische Überlegung setzt ein mit der Wahl des Buntpapiers. Eine kleine Bleistiftskizze oder ein Aufzeichnen der Figuren auf das gewählte Papier geht bei größeren fortgeschrittenen Kindern voraus. Kleinere Kinder, die der Zeichenunterricht der Schule noch nicht kritisch gemacht hat, schneiden frisch, fromm, fröhlich, frei drauflos! Ein Verschneiden beschwert das Gemüt nicht. Es probiert auf ein neues, bis es nach seiner Meinung geglückt ist. Sind die einzelnen Figuren „fertig“, dann geht das Komponieren los und zwar ganz im Sinne der frühchristlichen Wandfriese in strenger Ordnung nach einer Blickrichtung, ohne starke Bewegung der Einzelwesen, gemessen und bedächtig abgewogen in den einzelnen Gruppen! Das ist ungewollter, selbstverständlicher Stil, geboren aus der Flächentechnik und dem Scherenschnitt und — aus dem Unvermögen der Jugend zu stärkerer Wirkung. Wir wollen uns freuen an diesem köstlichen Fries des kleinen Scherenkünstlers, — auch dann, wenn ein Junge von acht Jahren bei der Betrachtung des Frieses in voller Unkenntnis des Ereignisses fragte: „Hier ist wohl der ‚schwarze Mann‘ gefangen genommen worden!“ Der Stern in der Ecke und die Erinnerung an Bethlehem aber führten den jugendlichen Betrachter rasch von der „peinlichen“ Auffassung zur poetischen hin. Und nun ging das Fragen los, so daß das Bild mittendrin in der Seele des kleinen Ketzers stand und Stoff für eine kindliche Bildbetrachtung abgab.



Blumenstück (gemalt).



Drachen.

Die Technik des Scherenschnittes ist seit einigen Jahren wieder in Schule und Haus eingezogen. Wir empfehlen nachdrücklich diese schlichte Kunst, die fast stets eine befriedigende Lösung verbürgt. Die geschnittene Fläche verhilft sicher und glücklich zu einer geschlossenen Komposition und übertrifft darin die Buntstift- und Pinseltechnik. Die Kraft und Schönheit der Wirkung weckt stets eine große Freude am Papierschnitt, und der jugendliche Künstler ist mit stillem Vergnügen bei seiner Scherenschnitzelei; gilt es gar eine Nase oder eine Hand aus dem Ganzen zu schneiden, dann wird der Atem angehalten, damit der Schnitt gelinge! Durch die Scheren-Buntpapierarbeit erhalten keimfähige Triebe lebhafte Anregung zu gesteigerter Entwicklung. Die Gestaltungskraft drängt und treibt zu neuen Versuchen, der Farbsinn erhält nachhaltige Förderung und der unsichere Geschmack wird ohne Doktrin zum guten Geschmack erhoben. Gerade der gelinde Zwang, den Papier und Schere auf die Gestaltung von Haus, Strauch, Figur ausüben, stärkt den Formwillen und zügelt die ungebundene kindliche Phantasie und schafft so eine gesunde Arbeitsgrundlage. In der Landschaft (s. unterst. Abb.) treten die Vorzüge der Scherentechnik offen zutage. Die Wahl des Papiers zwingt zur Vereinfachung.

Zu all den Ausschneidearbeiten wird am besten farbiges Glanzpapier verwendet, das in allen Buchbinderläden zu kaufen ist; eine Schere mit kurzen, schmalen Schnittschenkeln eignet sich besonders gut zu scharfen Schnitten, die eckig an der Spitze oder formgebend im Scheitel der Schere ausgeführt werden. Die tonig mattgestrichenen Papiere verhelfen zu zarten, abgetönten Stimmungen, sie



Landschaft (geklebt).

haben nicht die gleiche Frische und Leuchtkraft wie die Glanzpapiere, wirken aber vornehmer.

Das freie illustrierende Zeichnen oder Malen gleicht dem frischfröhlichen Erzählen der allzeit phantasiebegabten Jugend. Im Drachenbild (S. 212) sieht uns das Drachengesicht groß und fragend an. Wie verschieden ist der Ausdruck, obgleich Augen, Mund und Nase die gleiche Form aufweisen. Die Grundform und die dadurch bedingte Verteilung bedingen die verschiedenen Gesichter.

Der Schneemann (s. unten) zeigt deutlich das Streben nach Bildwirkung. Eine Postkarte, geschmückt mit einem solchen Bilde, ist stets willkommen als Weihnachtsgruß oder Feldpostgruß. In jedem Strich ist die tastende Liebe zur humorvollen Formgebung zu spüren. Hier wie im Drachenbild wird die Farbe zur Erhöhung der Wirkung benutzt. Trotz schelmisch lächelnder Sonne ist durch Blau und Weiß und Dunkelbraun eine klare kalte Stimmung erzielt. Das Bild zeigt neben stark bewegter Form in Baum und Figur gute perspektivische Bildwirkung. Auch das köstliche Bild „Wie ich meiner Mutter helfe“ (s. oben) bringt das Streben nach Bildwirkung, nach Raumtiefe voll zur Geltung; die kräftige Farbgebung überrascht und ist ein Beweis für die Farbfreude der Jugend. Kleine Kinder greifen zu Buntstift oder Pastellkreide (Zyklop, Pädagog), die für wenig Geld auch den Weihnachtstisch Unbemittelter beglücken können; die Pelikan- und Turmfarbkästen (1,20—1,50 Mark) genügen auch schon weitergehenden Ansprüchen. In den Zeiten der Papiernot lasse man die Vorder- und Rückseiten der Blöcke lustig bemalen. Die Abb. S. 211 unten und S. 212 oben bieten schon Höhenleistungen; es sind Aquarelle, sicher und keck gemalt. Vorlage oder Naturnachahmung erfahren in diesen schmucken Aquarellen eine volle Auswertung, solche Bilder können schon ein anständiges Weihnachtsgeschenk unter bescheidenem Rahmen für Onkel und Tante abgeben. Der Erwachsene würde in Abb. S. 212 geraten haben, die elektrische Lampe durch eine alte Hängelampe zu ersetzen oder ganz wegzulassen.

Die Abb. S. 212 und S. 213 führen wie der Buntpapierschnitt zu einer höheren Art zeichnerischer Selbstbeschäftigung, zum Stilleben. Diese Kunstgattung verlangt schon eine gewisse Reife, einen guten Geschmack. Die Blumen in der Vase S. 212 sind frisch gemalt und gut gestellt. Solche Höhenarbeiten vertragen auch kräftigeren Beistand eines kunstverständigen Erwachsenen, insbesondere bei der Wahl des Stoffes und dem Stellen der Gegenstände. Die rechtsst. Abb. ist mit Deckfarben auf Tonpapier gearbeitet worden.

In der linksst. Abb. ist eine dritte Kunstgattung des modernen angewandten Zeichnens wirkungsvoll zum guten Ausdruck gebracht: der Linoldruck. Wie beim Buntpapier wird auch hier die Gestaltungskraft durch Material und Technik in straffe Zucht genommen. Die breite lineare Formgebung wird bedingt durch das Ausheben des Linoluntergrundes und die notwendige Widerstandskraft der Stege beim Drucken. Die Farbe kann mit kräftigen Wasser- oder Deckfarben dann noch in den auf weißes Papier gefertigten Druck satt und leuchtend eingetragen werden. Die Technik ist auch schon in den Anfängen in Wirkung kräftig und zufriedenstellend. Mit dem Pinsel wird die Druckplatte zähfarbig eingestrichen; das Druckpapier wird vorsichtig darauf gelegt und zwischen Papieren einer Pflanzenpresse bedruckt. Es genügt auch bei breiten Formen das vorsichtige Ausstreichen der Druckbahnen mit einem kleinen Löffel. Dem Linolschnitt verwandt und von der Jugend mit besonderer Liebe gepflegt ist Stempeldruck auf Karten, Umschlägen, Deckeln u. dgl. Schon das Ende eines Streichhölzchens oder eines Bleistiftes bieten für rhythmischen Kantenschmuck dankbare Stempel, nur muß die Farbe möglichst dickflüssig sein. Wenn man ein Streichholzende vorsichtig in Farbe eintaucht, kann man eine solche Zierleiste in verschieden reicher Prägung unter Einhaltung eines bestimmten Rhythmus auf den Schreibblock als Kopfleiste hinzaubern! Stempel aus Kork, Gummi, auf ein Stück Holz als Griff angebracht, eröffnen ein reiches Feld der schöpferischen Phantasie. Je einfacher die geschnittenen Blatt-, Tier- oder Fruchtmotive sind, desto ruhiger wirkt die Schmuckleiste. — Geben Wort und Bild den Anreiz zu zeichnerischem Tun, dann gewinnen Gestaltungskraft und Geschmacksentwicklung unserer Jugend in gleicher Weise.


Wie ich meiner Mutter helfe.



Glückwunschkarte.


Glas und Zitrone.


Unser Wintervergnügen.



Geschenke.

Eine juristische Plauderei. Von Dr. Hans Lieske.

Ein gebefrohes Herz, ein wenig Hab und Gut, Freunde, Verwandte oder Bekannte, die man mit einer Gabe erfreuen möchte, und schließlich der von keinem Richter bestrittene Vollbesitz der fünf Sinne — mehr braucht ein erwachsener Deutscher heutigestags nicht, um seine Mitwelt zu beschenken. Man legt seinen Lieben die ihnen zugedachten Herrlichkeiten unter den Tannenbaum, man drückt sie ihnen in die Hand, man schickt sie ihnen ins Haus und erntet dafür von strahlenden Gesichtern, aus dankendem Munde, in stummem Händedruck Zeichen fröhlicher Annahme: schon ist damit der Schenkungsvertrag fertig. So bequem war das Schenken nun freilich nicht allezeit; namentlich bei größeren Gaben hieß es früher allerlei Förmlichkeiten wahren, hieß es seine freundlichen Absichten zu gerichtlichem Protokolle geben, sollte die Schenkung gültig sein. Aber die Gegenwart hat es vorgezogen, derlei Fesseln für die Regel zu sprengen. Zwingen kann man allerdings auch heutzutage niemanden, sich beschenken zu lassen: kein Mensch braucht von anderen etwas anzunehmen. Hier und dort bleibt wohl einmal ein Geber im ungewissen darüber, ob der Bedachte nicht etwa aus falschem Stolze oder aus anderen Gründen das ihm zugedachte Geschenk zurückweisen will. Bei Gaben höheren Wertes kann dann ein solches Hangen und Bangen recht ärgerlich und weiteren Entschlüssen hemmend im Wege sein. In solcher Bedrängnis aber erscheint das Gesetz als Retter in der Not. Nach seinem Rate soll der Geber den schweigsamen Empfänger zu einer Erklärung auffordern. Wie nun aber, wenn selbst darauf während der erbetenen angemessenen Frist die Antwort ausbleibt? Dürfen wir jetzt unsere Geschenke zurückverlangen? Nein, denn von Rechts wegen liegt in dem Schweigen die Annahme. Wer schweigt, stimmt zu! Ein zwar wenig höfliches, aber, wie man sieht, rechtlich gutgeheißenes Betragen. Dem gütigen Wohltäter mag bei solcher Ungebühr die Freude am Schenken nicht selten vergällt sein und der Wunsch sich regen, daß er sein Eigentum zurückerhalten möchte. Ein vergebliches Sehnen! Denn was gegeben und dankend oder stillschweigend angenommen wurde, ist unrettbar dahin. Unrettbar und bedingungslos für alle Zeiten? Wie, wenn sich der reichbeschenkte Freund später in unseren ärgsten Widersacher wandelt und uns fortwährend die gemeinen Zeichen seiner grimmen Feindschaft spüren läßt? Wie, wenn uns, die wir einst mit vollen Händen gaben, bitterste Not ohne Verschulden an die eigene Tür klopft? Zwei Fragen, die zu kurzem Verweilen nötigen. Bisweilen Undank für Mildtätigkeit zu ernten, ist nun einmal Menschenlos. Verhilft uns indessen das Recht wieder zu unserem Eigentum, wenn unsere Güte einen Unwürdigen bedacht hat? Geben uns Beweise von Haß und Feindseligkeit eine Rückforderungsbefugnis? Jawohl. Wer sich aber dadurch verleiten ließe, im Vertrauen auf die Stütze des Gesetzes das Seine blindlings zu verschleudern, wird nur trübe Erfahrung ernten. Denn einzig, wenn sich der grobe Undank des Beschenkten in einer schweren Verfehlung gegen den Schenker oder dessen Angehörige bekundet, einzig dann ist das Geschenk verwirkt. Der Richter aber muß von Fall zu Fall nach freiem Befinden urteilen, ob die von dem Rückforderer beklagten Sünden so unverzeihlich sind, daß sie untrüglich als grober Undank bezeichnet werden müssen.



Die Neugierige. Nach einer Steinzeichnung von Elisabeth Meyhoefer, Dresden.

Vorzeiten war das Richteramt in solchen

Fällen leichter zu verwalten, da bedurfte es noch keiner selbständigen Überlegungsarbeit in der Einschätzung der Beweise übler Gesinnung; vielmehr waren die zum Widerruf berechtigenden Gründe einzeln aufgezählt. Heute vermögen dagegen jene vornehmlich gegen Leben, Freiheit und Gesundheit sich richtenden, genau namhaft gemachten Vergehen lediglich als Beispiele zu dienen. An Stelle des Schemas trat die freie Beurteilung der Tat. Nur zu dem einen bleibt das erkennende Gericht auch jetzt gezwungen: zur Milde im Urteil, das allein dann richtig ist, wenn es wahrhaft schwere Verfehlungen wider den Spender zuungunsten des Undankbaren deutet. Wer also den Kampf um seine Gaben auf Undank der Empfänger gründet, dem wird zumeist die sichere Niederlage unvermeidlich sein. Mit gleich geringer Aussicht auf Erfolg werden auch alle Spender von Geschenken deshalb um die einstige Habe ringen, weil sie hinterher selber arm und bedürftig wurden. Freilich verleiht das Gesetz allen den Gebern seinen Beistand, denen die Zeit so arg mitgespielt, daß sie sich nicht mehr standesgemäß durchs Leben zu schlagen oder ihre Unterhaltspflichten gegen die Verwandten oder Ehegatten zu erfüllen vermögen. Aber dieser Beistand ist so gering, daß kein Schenkender damit rechnen und sich in leichtsinnigem und unverständigem Geben dadurch bestärken lassen sollte. Ein Beispiel mag zur Warnung dienen:

Eine zweiundsiebzig Jahre alte arme Frau, die keinen Heller mehr verdienen kann, bittet die Richter um ein Machtwort, damit ihr die früher verteilten Geschenke wieder zugesprochen werden. Indessen begegnet ihre Bitte tauben Ohren. Es wird ihr nämlich nachgewiesen, daß ihr ein anderer noch 1600 Mark — ihr einziges Vermögen — schuldet. Das bringt ihre Klage zu Falle. Der Grundstock ihrer Habe, wendet sie dagegen ein, der müsse ihr doch wenigstens erhalten bleiben. Diese Auffassung mußte jedoch das Gericht gesetzwidrig schelten. Es mag, wie ihr der Richter auseinandersetzt, hier unentschieden bleiben, ob man einem Schenker zumuten darf, erst nach gänzlichem Verbrauch der Habe einen vielleicht Jahre währenden Rechtsstreit zu beginnen und unterdes der Armenpflege zur Last zu fallen. Unumstößlich aber ergibt sich, zumal bei ihrem hohen Alter, daß ihr Vermögen, wenn es auch nur 1600 Mark beträgt, eine Bedürftigkeit im gesetzlichen Sinne zurzeit ausschließt, da es nach ihrer eigenen Aufstellung noch beinahe drei Jahre zur Bestreitung ihres standesgemäßen Unterhalts ausreicht.

Eine bittere Lehre an Leute, die sich dem verhängnisvollen Irrtum hingeben, leichtsinnig verstreute Gaben möchten zur Linderung eigener Not den Weg zu ihrem Spender wiederfinden. Natürlich würde heutigestags das Urteil anders lauten, weil die teuren Zeiten selbst größter Sparsamkeit ein standesgemäßes Auskommen mit monatlich 50 Mark zum Unding machen. Aber der Sinn des Richterspruchs bleibt auch für die Gegenwart der gleiche, und seine Mahnung verliert nichts an ernster Wahrheit. Wollen wir unsere Gaben also wegen uns bezeugten Undankes oder aus eigener Bedrängnis wiederhaben, so wird ein solches Verlangen meist keinen Erfolg haben.

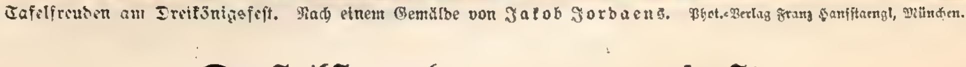
Klipp und klar ausgeschlossen ist vom Gesetze im übrigen jegliche Rückforderung, wenn unsere Gaben sittlichen Pflichten oder Anstandsrücksichten entsprechen.

Es ist daher kein Wunder, daß die Beschenkten vor Gericht gern alle Klagen mit der Behauptung für sich zum guten Ende bringen möchten, nur anstandshalber bedacht worden zu sein. So leicht läßt sich nun freilich der Richter darauf nicht ein! Nicht was etwa Verwandte oder Bekannte denken, gibt den Ausschlag. Anstandsgeschenke nennt das Reichsgericht vielmehr nur Gaben, die unter den Standesgenossen so dringend geboten erscheinen, daß eine Unterlassung eine erhebliche Einbuße an Anerkennung und Achtung zur Folge hätte.

Die liebe alte deutsche Sitte, gerade zu Weihnachten besonders den nahen Verwandten durch Christbescherungen Freude zu machen, regt noch zu der Frage nach der rechtlichen Gültigkeit von Schenkungen unter Eheleuten an. Wie steht's hiermit? Ist das, was die Gatten einander als Zeichen liebenden Gedenkens bescheren, vor Gesetz etwa null und nichtig? Der Umschwung des Gesetzes mag schuld an der großen Verbreitung dieses Irrtums tragen. Vor der Regentschaft des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches befürchtete man allerdings von Schenkungen eine Verderbnis des Charakters von Mann und Frau, deren rege werdende Habsucht zu gegenseitiger Ausbeutung anstacheln könnte. Das geltende Recht dagegen setzt ein festes Vertrauen in die Güte der ehelichen Gesinnung; es hat deshalb gegen einen Gabenaustausch nichts einzuwenden. Schwierigkeiten macht es darin einzig bei herrschender Gütergemeinschaft, bei welcher formlose Schenkungen lediglich möglich sein sollen, falls auf beiden Seiten Vorbehaltsgut da ist.

Ein jüngst abgeurteilter Fall aus dem Leben gebietet schließlich ein kurzes Wort über Schadenersatzansprüche wegen arglistig entlockter Geschenke. Zwei Brüder gaben ihrer Schwester, vom Schwager über seine schlechte Vermögenslage gröblich belogen, im Vertrauen auf die Wahrheit der erhaltenen Beteuerungen 35000 Mark Mitgift. Kurz darauf geriet der Mann in Konkurs, und die Ehe wurde geschieden. Nun strengten die Brüder Klage auf Ersatz des durch seine Lügereien ihnen erwachsenen Schadens von 35000 Mark an und — bekamen vom Reichsgerichte recht! Denn nach richterlichen Ausführungen wollten die Brüder ihre Schwester keinesfalls einem Mann zur Frau geben, der weder kaufmännisch noch sittlich vertrauenswürdig war. Sie haben also nur, wenn die Angaben des Bräutigams über seine Schulden genau der Wahrheit entsprachen, die Ehe genehmigen und die Mitgift geben wollen. Durch seine arglistige Irreführung hat sie der Schwager indessen zur Herausgabe des Geldes bestimmt. Der Zweck, den sie mit der Mitgift verfolgten, ist durch die Schuld des Schwagers vereitelt.

Nach altem Brauch wird häufig dem Gesinde beim Dienstantritt neben dem Lohn ein Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk versprochen. Derlei Gaben sind nun freilich nur noch Namensvettern von Geschenken. Denn das Wesen des Geschenkes ruht ja gerade darin, daß der Empfänger darauf keinerlei Rechtsanspruch hat, daß es einzig unerzwingbarer Freigebigkeit entsprang. Gesetzt nun, der Arbeitgeber verspricht einem Angestellten, die Hausfrau ihrer Köchin ein bestimmtes Gehalt nebst „einem Weihnachten“. Kann die Einhaltung derartiger Versprechungen später von Gesetzes wegen beansprucht werden? Wäre die Erfüllung der Zusage in Wirklichkeit nur ein Gnadengeschenk, dann müßte man hierauf verneinend antworten. Schenkungsversprechen bedürfen nämlich zu ihrer Gültigkeit gerichtlicher Beurkundung. Aber die Gabe, früher Gratifikation geheißen, ist ja in Wahrheit gar kein Geschenk, sie ist vielmehr ein laut Vertrag zu zahlender Lohnzuschlag, ein Stück rechtmäßigen Gehalts. Freilich können die Grenzen hier leicht verschwommen sein; man gedenke da nur des Falles, in dem ein Dienstbote auf seine Zweifel gegen die Höhe der Vergütung nachdrücklich auf das Weihnachtsfest verwiesen wird. Die mangelnde Abrede über die Höhe der verheißenen Gaben ist der Erfüllungspflicht kein Hindernis. Denn wo sichere Angaben fehlen, gelten ortsübliche oder angemessene Sätze.




Tafelfreuden am Dreikönigsfest. Nach einem Gemälde von Jakob Jordaens. Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl, München.

Tafelfreuden von einst.

Von Martin Proskauer. (Hierzu drei Gemäldewiedergaben.)

Gerade in der diesjährigen harten und knappen Weihnachtszeit, in einer Zeit, die uns das Sprichwort „Der Mensch lebt nicht, um zu essen" recht eindringlich zu Herzen führt, mögen die Gedanken mit leiser Wehmut zurückwandern zu jenen Tagen, da man alles, wofür man Lust hatte, in beliebigen Mengen und etwas billiger als heute zu kaufen bekam. Aber wenn es auch knapp bei uns hergeht, so wissen wir doch, daß diese Knappheit uns nicht veranlassen kann, die Waffen zu strecken; und mit der lächelnden Überlegenheit unserer innerlich gefestigten Ruhe sei es erlaubt, rückblickend von Tafelfreuden längst vergangener Zeiten zu plaudern.

Gut zu kochen und gut Gekochtes zu essen galt in früheren Zeiten als eine höchst ehrenwerte und erfreuliche Tätigkeit, mit der sich nicht nur Köche berufsmäßig, sondern gescheite und geistvolle Männer aus Liebhaberei innig beschäftigten. Das amüsante Buch von Brillat-Savarin über die Physiologie des Geschmacks ist weit bekannt; der Verfasser behandelt hierin die Kochkunst und ihre Probleme in philosophischer Weise, und wie ernst er seine Aufgabe nahm, geht aus dem Vorwort seines Buches hervor, in dem er sagt: „Einen Gast zu Tisch zu laden bedeutet: die Sorge für das Glück eines Menschen zu übernehmen."

Mit Brillat-Savarin wetteiferten andere wie Moncelet und Berchoux um den Lorbeer des Feinschmeckerphilosophen, wie vor und nach ihnen sich gerade in Frankreich berühmte Männer der Kochkunst in einer nur dem romanischen Charakter verständlichen ernsthaften Weise gewidmet haben, denn damals war die Beschäftigung mit dem Essen eine elegante und durchaus weltmännische Angelegenheit, der Chateaubriand und Bechamel, Soubise und Talleyrand-Perigord, die Pompadour und manche andere eine Berühmtheit verdanken, die über das Gebiet der Historie hinausragt.

Die Portionen, die in früheren Zeiten gegessen wurden, waren gewaltig, im Mittelalter und dem darauf folgenden Jahrhundert waren die Mahlzeiten und besonders die großen Festessen Veranstaltungen, die man heute ruhig als „Fresserei" bezeichnen würde. Bei Tafeln, die man häufig weltlichen oder geistlichen Fürsten zu Ehren abhielt, wurden über hundert Gänge serviert; und noch im Jahr 1714 sagt „Der Königliche Koch", ein damals vielgelesenes Buch, über die französische Küche, daß ein anständiges Essen aus vier „Servicen" bestehen muß, jedes Service zu vierzig Gängen gerechnet. Dabei zählten die Hors d'oeuvres, die Vorspeisen, gar nicht mit, unter denen man übrigens im Mittelalter nicht appetitreizende Sachen wie heute verstand, sondern recht schwere Gerichte, wie Kalbshaxen, Schweinsfüße, Leberwürste und Koteletts. Ein berühmter „Fresser" war Ludwig XIV. Die Markgräfin Liselotte von der Pfalz schreibt in einem ihrer prachtvollen Briefe: „Der König ist ein trefflicher Esser. Ich sah ihn oft vier Teller unterschiedlicher Suppe essen, dazu einen ganzen Fasan, ein Feldhuhn, einen Teller Hammelfleisch und Schinken und dann noch Salat, Obst und Konfitüren. Auch der Regent frißt lang und viel, ist auch kurz und dick wie ein Kübelrentter!".

Bei einem Essen, das der Katharina von Medici von der Stadt Paris gegeben wurde, kamen folgende Fleischgerichte auf die Tafel: Pfau, Fasan, Schwan, Kapaun, Poularde, Reiher, Schwein, Ziege, Trappe und Puten.

Lustig ist auch der Bericht eines sogen. „Fastenessens", das der Erzbischof von Paris 1571 als „Ménu maigre" herrichten ließ. Da gab es 14 große Lachse, 10 Steinbutten, 12 Riesenhummern, 50 Pfund Walfischfleisch,



200 Kabeljaue und Schüsseln voll Miesmuscheln, Krabben, Heringe und Schnecken. Und wenn auch über die Zahl der Gäste bei dieser „mageren" Tafel nichts bekannt geworden ist, so darf man doch ruhig annehmen, daß keiner der Herren Teilnehmer mager davon geworden ist.

Kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege, der aus den Ländern der Üppigkeit und des innerlich verrotteten Glanzes Stätten des Elends und der Not schuf, war der Tafelluxus aufs höchste gestiegen. Eine besondere Sitte jener Zeit waren die Schaugerichte; gewaltige Bauten aus Brot- und Pastetenteig, die in Form von Häusern, Burgen, Schiffen und ähnlichen Darstellungen mehrere Meter hoch gebacken und auf einer Brettunterlage in den Festsaal geschleppt wurden. Eins der berühmtesten Prunkessen dieser Art wurde dem Herzog Philipp dem Guten im Jahr 1452 durch die Stadt Lille serviert; es bestand aus 192 Gängen, unterbrochen durch Schaugerichte. Da gab es Pasteten in Form von Häusern, aus denen beim Öffnen lebendige Vögel flatterten, ein Zwerg in Ritterrüstung und sogar eine ganze Musikkapelle herausspazierte.

Auch über das Benehmen bei Tisch sind uns allerlei Mitteilungen erhalten geblieben, die heute recht drollig klingen. Schon im 8. Jahrhundert gab es eine Vorschrift für das Benehmen bei Tisch, in der man belehrt wird, daß man das Ei mit einem Brotstückchen und nicht mit einem Messer umrühren soll, sich nicht in das Tischtuch schneuzen und während des Essens „nicht den Gürtel weitermachen" soll. In demselben Buch wird auch gesagt, daß man nicht auf den Tisch spucken soll (wobei der gewissenhafte Chronist von Zweifeln geplagt wird, ob man denn damals etwa unter den Tisch spucken durfte). Dasselbe Verbot erscheint in den Tischregeln des 15. Jahrhunderts, wo es in Versen heißt:

Ne craiche pas dessus la table,
Car c'est chose desconvenable.

Vor dem Essen galt das Händewaschen als guter Ton, merkwürdigerweise nicht nach dem Essen, was erstaunlich ist, da man damals die Speisen mit den Fingern, nur von einem Brotstückchen unterstützt, aufnahm. Auch hieran knüpften sich wieder Anstandsregeln; so war es verboten, die Hand, mit der man das Fleisch hielt, als Schnupftuch zu verwenden.

Ne touche ton nez à main nue
Dont la viante est tenue.

Auch durfte man das Fleisch nur mit drei Fingern anfassen und „nicht damit ins Salzfaß tunken". Über das Benehmen der Kinder bei Tisch sind im „Jugendspiegel" von Christian Achatius Hager (1643) Regeln aufgestellt, die in vielen Fällen noch heutzutage für Leute mit mangelhafter „Kinderstube" brauchbar wären. Da werden die Knaben ermahnt, mit sauberen Händen bei Tisch zu erscheinen, die Suppe nicht zu blasen und nicht zu schlürfen, nicht mit den Füßen unter dem Tisch hin und her zu schlenkern, nach dem Trinken die Lippen mit einem Tüchlein zu trocknen, nicht in den Zähnen zu stochern und nicht mit vollem Munde zu sprechen.

Groß ist die Zahl der Bücher aus früheren Zeiten, in denen sich die Verfasser mit der Kochkunst und dem Benehmen des Küchenpersonals beschäftigen. Im 13. Jahr-



Zwölfnächte. Nach einem Gemälde von Jan Steen. Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl, München.



hundert finden wir ein aus einem Kloster stammendes italienisches Kochbuch, in dem neben manchen noch heute begehrten Gerichten seltsame verzeichnet sind, so ein Linsenbrei mit Ochsenaugen und eine „sarazenische Brühe", in der ein Kapaun mit Speck, Datteln, Trauben, Pflaumen und Mandeln gekocht wird.

Eine Würzburger Handschrift aus dem 14. Jahrhundert gibt eine Sammlung von Kochrezepten unter dem Titel: „Dis buch sagt von guter spise, daz machet die unverrichtigen köche wise", in der die einzelnen Rezepte noch ausdrücklich jeweils als „gute spise" oder „kluge spise" bezeichnet werden. Der Rat selbst ist kurz und bündig. So heißt es von einer Hirnspeise: „Das ist eine kluge Speise. Man soll ein Hirn nehmen und Mehl und Äpfel und Eier, das mit Gewürz mengen, an einen Spieß tun, schön braten und auftragen. Das nennt man gebratenes Hirn."

Ein merkwürdiges Gewürz jener Zeit sind gestoßene Violen (Veilchen), die man vorzugsweise an Geflügel tut.

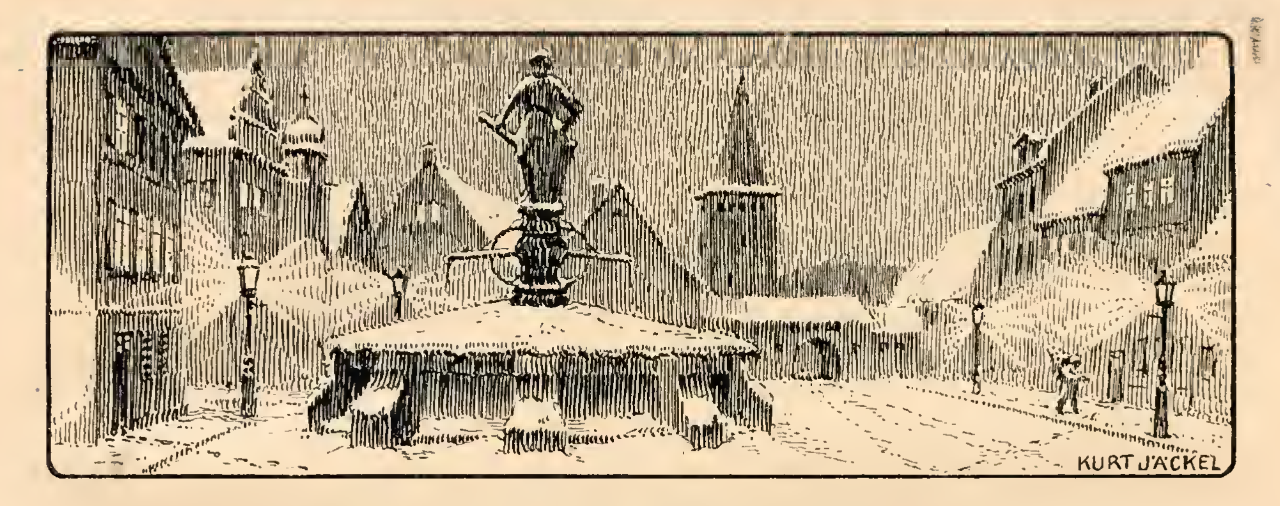
Die Zahl der Kochbücher nimmt im 15. und 16. Jahrhundert auffallend zu, auch sie enthalten allerlei sonderbare Rezepte, ein Beweis für die Leckermäuligkeit jener Zeiten. Da gibt es unter anderen ein „Blaues Mus" von Mandeln mit Reis. Dazu die Kochvorschrift: „Kornblumen zerstoße in Wasser, drücke sie durch ein Tuch, zerreibe Mandeln mit Wasser, drücke sie durch ein Tuch, so bekommst du eine blaue Milch, danach mache aus Reis oder Weizen ein Mus, streue kleine Rosinen rauf, versalz nicht und laß nicht anbrennen!"

Daß damals vielfarbige Gerichte überhaupt beliebt waren, beweist das Kochbuch des päpstlichen Koches Platina aus dem 15. Jahrhundert, der unter anderen ein Rezept zur Herstellung von fünffarbigem Gebackenen gibt, wobei Eidotter, Petersiliensaft, Kornblumen und Rosen gebraucht werden.

Am anziehendsten für jene Epoche ist wohl das noch heute in der Wiener Hofbibliothek vorhandene eigenhändig geschriebene Kochbuch der Philippine Welser, in der gar viel von „Pasteten und Dortten, Mörserkuchen und geschmalztem Gebackenen" die Rede ist.

Diese Rezepte können mit als Beweis gelten, daß man sich damals am Zusammenmischen der merkwürdigsten Bestandteile nicht stieß und jedenfalls den Wert des Essens mehr in der Menge als in der Güte sah. In neueren Zeiten hat sich sicherlich die Kochkunst, auch durch wissenschaftliche Untersuchungen über Nährwert und Bekömmlichkeit einzelner Speisen beeinflußt, zu einer vernünftigeren Methode durchgerungen; aber daß alle diese ehemals so wichtig scheinenden Dinge nebensächlich sind, beweist die gegenwärtige Zeit, und der boshaft gemeinte Ausspruch Dumas des Älteren: „Nur wenige *essen*, die meisten *ernähren sich*", wird durch die sehr bescheidenen Tafelfreuden unserer Tage in ein ernsthaftes, aber letzten Endes doch richtiges Gegenteil verkehrt!

Das Fest des Bohnenkönigs. Nach einem Gemälde von G. *Metsu*. Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl, München.



Die weihnachtliche Straße.

Von E. Grüttel, Hamburg.

Um Weihnachten daheim zu sein, ist etwas unglaublich Wundervolles. Schon der Bahnhof sieht anders, festlicher aus als sonst. Es liegt Stimmung über seiner Nüchternheit. Wenn der schneebedeckte Fernzug keuchend in die Halle stampft und die eisblumenbemalten Fenster herabgleiten, fällt der nach Glanz und Buntheit dürstende Blick des jungen Offiziers auf die anmutige, in feine Pelze gehüllte Gestalt der liebsten aller Frauen. Kinderaugen leuchten, als stünden in ihnen schon die Kerzen der Friedenslichter. Ein Duft schwebt auf, ein Lachen klingt warm ... und übermorgen ist Heiligabend.

„Herrgott, ist das schön! Ein mächtiger Dusel, vor Weihnachten daheim!" Und die ganze Straße lacht. Er hatte einen Transport zu führen, just in die Heimatstadt. Welches Glück! Fern steht der „Zahnstocherwald" an der zerschossenen Front, weit hinten blieb das Marmeladenregiment ... nur jetzt nichts von alledem da draußen, während hier in weihnachtlicher Vorfreude das Leben farbig seine Großstadtreize spielen läßt. Arm in Arm schlendern sie mit der Menge, die schlanke blonde Frau, der feldgraue Rittmeister mit dem E. K. I.

Um sie herum plaudernde Menschen, die die letzten Einkäufe besorgen, auf dem Fahrdamm klirrende, klingelnde Bahnwagen, schreiende Kutscher, Jungen mit mächtigen Paketstapeln im blauweiß gewürfelten Tuch auf dem Rücken, an den Ecken die Tannenbäume. Und alle Fenster zierlich geschmückt, mit hundert Sachen und Sächelchen.

„Du, es ist eigentlich ganz wie sonst..."

Sie lächelt. „Findest du?"

„Komm, laß uns ein wenig in die Schaufenster gucken. Wir müssen noch allerlei kaufen, Liebste."

Vor den Scheiben drängen sich die Kinder. Märchenbilder sind ausgestellt. Vom Ladeninnern fällt das Licht heraus auf die Herrlichkeiten der Auslage. Ganz mystisch wirken die Dinge in der matten Beleuchtung. Flimmergold zittert an künstlich beschneiten Zweigen. In einer Nische ist die Krippe zu Bethlehem aufgebaut, mit dem großen silbernen Stern. Der Offizier drückt zärtlich den weichen Arm, der sich in den seinen schmiegt. Wie reich ist das Leben, und wie jung ist man, wie köstlich, berauschend jung ...

„Laß uns Konfekt für die Kinder kaufen, ja?"

Wieder lächelt sie. „Ich will es dir zeigen."

Drinnen im Laden wird das Gedränge noch fühlbarer. In blitzenden Glasschalen liegen allerlei Figuren aus bemalter und vergoldeter Pappe, Tiere, Blumen, Weihnachtsmänner. Der Rittmeister schüttelt ungläubig den Kopf. „Ja, ja, mein Freund, so sieht das Konfekt 1917 aus. Freu dich, daß noch etwas für uns da ist." Und seine elegante Begleiterin wählt allerlei lustige Stücke.

„Dann nehmen wir aber um so mehr Kerzen, Schatz."

Nur mit Mühe bedeutet sie ihn, daß der Baum in diesem Jahr wegen Mangel an Wachslichtern elektrisch beleuchtet sein wird.

„Nun zu den Taschentüchern. Du wünschtest dir doch ein Dutzend?"

„Ach ja, das war damals, Liebster. Ich fürchte, es wird nicht gehen."

„Wieso? Willst du mir etwa nicht gestatten, für die schönste aller Frauen meinen fabelhaften Soldatensold in Spitzentüchern anzulegen?"

„Gut. Aber nur unter einer Bedingung: sie müssen zu zwei Dritteln aus Spitze bestehen."

„Äußerst zweckentsprechend. So etwas kann sich nur eine Frau wünschen."

Das bedienende Fräulein holt einige Kästen herbei. Zierliche Gebilde aus verschlungenen Fäden liegen darin, leicht mit rosenfarbenen Bändern umwunden. Ein kleines Schild trägt die zwei Worte: Ohne Bezugsschein.

Der Rittmeister lächelt nicht mehr. Ihm wird plötzlich klar, daß der Weihnachtseinkauf 1917 gar nicht so einfach ist, wie er ihn sich in harmloser Urlaubsstimmung vorgestellt hat. Jetzt merkt er auf. Die Schaufenster gleichen doch nicht ganz denen früherer Jahre. Die wenigen bezugsscheinfreien Geschenkgegenstände reden eine deutliche Sprache. Und nun fällt ihm auch überall das Wort Ersatz auf. Da gibt es als Lederersatz viel hübsche Seide und farbiges Tuch für Taschen, Bucheinbände, Stiefeleinsätze. Abendschuhe sind aus Samt und Brokat; das erscheint wie Luxus, kann aber auch Sparsamkeit genannt werden. In den Kleider- und Stoffauslagen schillern kostbare Seidengewebe in allen Schattierungen. Spinnwebdünne Wäsche, wie gewirkt für Märchenelfen, gilt als bezugsscheinfrei. Hauchzarte Seidenstrümpfe, die höchstens den Schutz eines feinen Schleiers gewähren, werden als Wollersatz empfohlen. In den Schmuckläden ist neben Brillanten sehr viel Halbedelgestein ausgelegt. Und anstatt der Weihnachtstorten und -kuchen halten die Süßigkeitengeschäfte appetitliche Päckchen mit Puddingpulver und Ei- und Schokoladeersatz feil.

Und der Rittmeister besinnt sich.

Draußen ist Krieg ... freilich ...

Ein halb scheuer, halb fragender Blick streift die Frau, die so unbekümmert-heiter ihm zur Seite geht. Empfindet sie diese ganze Umwandlung nicht, will sie sie nicht empfinden? Denn das hier kann doch nicht erst seit heute so sein, das ist älter. Länger als ein Jahr war er nicht auf Urlaub. Allerdings, ja, gelesen hat man da draußen in Palästina und Mazedonien auch von alledem — Beschlagnahme, Bezugsscheine, Bestandsaufnahme... Aber daß es so einschneidend sein kann, so bis in die kleinsten Alltagsbedürfnisse hinein... Nie hat ein Wort davon in allen jenen süßen, weiblichen Briefen gestanden, die sie ihm täglich sendet — nicht ein einziges Wort. Sie hatten sich freilich Zärtlicheres zu sagen und Wichtigeres am Ende auch, von ihrem Heim, von der langen Schlacht im Wüstensand, von den beiden Kindern, den lieben, herzigen Dingerchen — weiß Gott, das hatten sie! Aber wenn er jetzt den Krieg hier so sieht, mitten in der weihnachtlichen Heimatstraße, da nimmt's ihn doch wunder, daß sie solange davon geschwiegen hat, die Frau, die er liebt, seine kleine, tapfere Frau...

„Schau, Blumen," flüstert es nun jubelnd neben ihm. Sie stehen vor einem Meer von Blüten: da hält es ihn nicht. Er zieht sie hinein in die duftende, blendende Pracht und kauft ihr eine Fülle zärtlicher Veilchen, sehnsüchtiger Maiblumen und purpurner, brennender Rosen. Schimmernde Bänder schlingen sich durch die Blumen; feine Porzellane, zarte Gläser halten diese glücklichen Naturkinder, die noch ohne allen Zwang des Krieges ahnungslos in junger Schönheit ihr bezugsscheinloses Blumendasein verträumen.

„Wir wollen das Weihnachtszimmer voller Blumen haben, weißt du. Und gar nichts von Krieg soll dabei sein. Ich will ihn nicht spüren, und du sollst ihn auch nicht spüren. Nur Blumen und Tannen und Weihnachtslieder und..."

„... Und gar kein Ersatz," schließt sie fröhlich lachend. „Aber für die Kinder müssen wir noch Schönes kaufen."

In dem großen Spielzeugladen vergißt man den Krieg. Es ist, als ob alle strengen Kriegsmaßnahmen bei den kindlichen Tändeleien haltgemacht hätten: „Nur nichts anrühren, hier ist geheiligtes Land." Im Reiche der Puppen und Feen und Teddybären merkt man noch nichts von Bezugsschein und Ledersatz. Aus den Säcken der bärtigen Weihnachtsmänner quillt eine schier unendliche Fülle buntester Gaben, reicher und lustiger denn je, und die erstaunlichsten Uniformen zieren die strammen, gelenkigen Puppensoldaten. Glückliches, sorgloses Kinderland... Da kann man heute noch Auto fahren und Tanzmusik hören; da gibt es noch wohlgefüllte Speicher, und Seeschiffe dampfen unbekümmert hin und her. Da steht auf dem Bahnhof der elektrischen Eisenbahn noch ein zuvorkommend lächelnder Dienstmann, und in den zierlichen Verkaufsständen und Krämerläden hält eine freundliche Frau fette Würste, breite Schinken nebst hundert und tausend anderen köstlichen Eßwaren feil. Die Puppenschuhe tragen noch keine Sohlenschoner, und wenn die Kleidchen auch seidig und samten und durchsichtig sind, so schimmern sie doch eleganter und farbenfroher denn je. Auch kann man Viehzucht treiben nach Herzenslust; brummende Kühe, wollige Schafe, meckernde Ziegen sind keineswegs rar, man greife nur zu... Sicherlich — im Kinderland braucht es auch zur Kriegsweihnacht 1917 keinen Krieg zu geben.

„Aber der Junge will ihn."

Und sie kaufen ihn ihm, vom zinnernen Feldlazarett mit der hilfreichen Rote-Kreuz-Schwester bis zum Großen Hauptquartier. „Meinetwegen, der Junge soll ihn haben." Das Mädel aber bekommt ein hellblondes, wunderniedliches Wickelkind, dessen blaue blanke Augen von einem süßen Frieden träumen.

Und übermorgen ist Heiligabend... langsam schlendern sie heimwärts. Feine Flocken tanzen durch die stille Luft. Die Straßen sind dunkelblau. An der Kirchenecke hat die alte Frau ihre ärmliche Bude aufgemacht. Trüb flackert das Licht über Silberkugeln und Hampelmänner. Wann stand sie wohl zum erstenmal da? Niemand kann so weit zurückdenken.

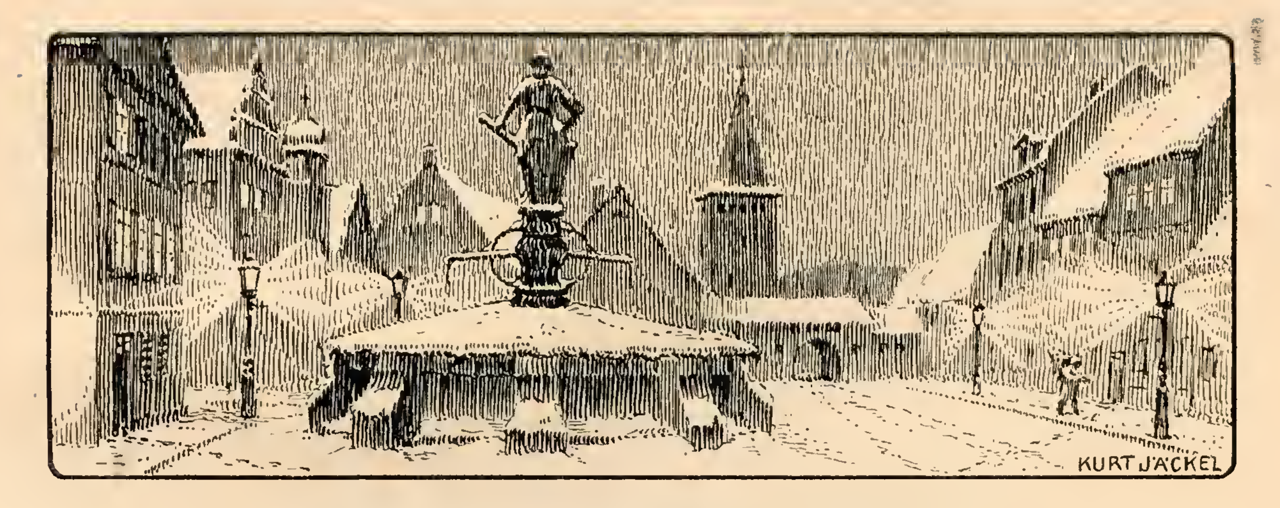
Hinter der Kirche werden die Straßen ruhiger. Auch hier sind Weihnachtsläden, bescheiden und klein. Der Offizier bleibt stehen. Wie anheimelnd, wie reizvoll ist das alles: da hat Mutter Link wieder Watte mit Glitzerschnee bestreut und um ihre Nüsse und Apfelsinen gebreitet. Beim Krämer gegenüber steht mit breitspuriger Selbstverständlichkeit der alte, verhutzelte Nikolaus mit dem steifen Tannenbaum über der Schulter, wie jedes Jahr, und die Blumenfrau daneben flicht wieder Kränze für Gräber, mit Schleifen und Papierrosen. Nur, daß der Niklas nicht auf Schokoladekringeln wandelt und daß die Kranzbänder schwarzweißrot s[illegible] anstatt weiß.

„Findest du nicht auch, Liebste, daß es heute besonders hübsch ist? Man hat das ja alles früher gar nicht so beachtet. Die Mühe, die sich jeder einzelne gibt, und die rührende Stimmung, die das weckt."

„Ja, gewiß. Eigentlich hatte man niemals genügend Zeit für die Straße. Es gibt in ihr so viel Unscheinbares, das schön ist. Aber es muß Weihnachten sein, um dem allen nachzugehen, und du mußt da sein. Sonst ist es nichts."

„Weihnachtsstimmung ohne Bezugsschein," flüstert er heiter und beugt sich zärtlich zu ihr, „die Dinge sind am Ende doch nur das, was wir aus ihnen machen..."





Die weihnachtliche Straße.

Von E. Grüttel, Hamburg.

Um Weihnachten daheim zu sein, ist etwas unglaublich Wundervolles. Schon der Bahnhof sieht anders, festlicher aus als sonst. Es liegt Stimmung über seiner Nüchternheit. Wenn der schneebedeckte Fernzug keuchend in die Halle stampft und die eisblumenbemalten Fenster herabgleiten, fällt der nach Glanz und Buntheit dürstende Blick des jungen Offiziers auf die anmutige, in feine Pelze gehüllte Gestalt der liebsten aller Frauen. Kinderaugen leuchten, als stünden in ihnen schon die Kerzen der Friedenslichter. Ein Duft schwebt auf, ein Lachen klingt warm ... und übermorgen ist Heiligabend.

„Herrgott, ist das schön! Ein mächtiger Dusel, vor Weihnachten daheim!" Und die ganze Straße lacht. Er hatte einen Transport zu führen, just in die Heimatstadt. Welches Glück! Fern steht der „Zahnstocherwald" an der zerschossenen Front, weit hinten blieb das Marmeladenregiment . . . nur jetzt nichts von alledem da draußen, während hier in weihnachtlicher Vorfreude das Leben farbig feine Großstadtreize spielen läßt. Arm in Arm schlendern sie mit der Menge, die schlanke blonde Frau, der feldgraue Rittmeister mit dem E. K. I.

Um sie herum plaudernde Menschen, die die letzten Einkäufe besorgen, auf dem Fahrdamm klirrende, klingelnde Bahnwagen, schreiende Kutscher, Jungen mit mächtigen Paketstapeln im blauweiß gewürfelten Tuch auf dem Rücken, an den Ecken die Tannenbäume. Und alle Fenster zierlich geschmückt, mit hundert Sachen und Sächelchen.

„Du, es ist eigentlich ganz wie sonst..."

Sie lächelt. „Findest du?"

„Komm, laß uns ein wenig in die Schaufenster gucken. Wir müssen noch allerlei kaufen, Liebste."

Vor den Scheiben drängen sich die Kinder. Märchenbilder sind ausgestellt. Vom Ladeninnern fällt das Licht heraus auf die Herrlichkeiten der Auslage. Ganz mystisch wirken die Dinge in der matten Beleuchtung. Flimmergold zittert an künstlich beschneiten Zweigen. In einer Nische ist die Krippe zu Bethlehem aufgebaut, mit dem großen silbernen Stern. Der Offizier drückt zärtlich den weichen Arm, der sich in den seinen schmiegt. Wie reich ist das Leben, und wie jung ist man, wie köstlich, berauschend jung ...

„Laß uns Konfekt für die Kinder kaufen, ja?"

Wieder lächelt sie. „Ich will es dir zeigen."

Drinnen im Laden wird das Gedränge noch fühlbarer. In blitzenden Glasschalen liegen allerlei Figuren aus bemalter und vergoldeter Pappe, Tiere, Blumen, Weihnachtsmänner. Der Rittmeister schüttelt ungläubig den Kopf. „Ja, ja, mein Freund, so sieht das Konfekt 1917 aus. Freu dich, daß noch etwas für uns da ist." Und seine elegante Begleiterin wählt allerlei lustige Stücke.

„Dann nehmen wir aber um so mehr Kerzen, Schatz."

Nur mit Mühe bedeutet sie ihn, daß der Baum in diesem Jahr wegen Mangel an Wachslichtern elektrisch beleuchtet sein wird.

„Nun zu den Taschentüchern. Du wünschtest dir doch ein Dutzend?"

„Ach ja, das war damals, Liebster. Ich fürchte, es wird nicht gehen."

„Wieso? Willst du mir etwa nicht gestatten, für die schönste aller Frauen meinen fabelhaften Soldatensold in Spitzentüchern anzulegen?"

„Gut. Aber nur unter einer Bedingung: sie müssen zu zwei Dritteln aus Spitze bestehen."

„Äußerst zweckentsprechend. So etwas kann sich nur eine Frau wünschen."

Das bedienende Fräulein holt einige Kästen herbei. Zierliche Gebilde aus verschlungenen Fäden liegen darin, leicht mit rosenfarbenen Bändern umwunden. Ein kleines Schild trägt die zwei Worte: Ohne Bezugsschein.

Der Rittmeister lächelt nicht mehr. Ihm wird plötzlich klar, daß der Weihnachtseinlauf 1917 gar nicht so einfach ist, wie er ihn sich in harmloser Urlaubsstimmung vorgestellt hat. Jetzt merkt er auf. Die Schaufenster gleichen doch nicht ganz denen früherer Jahre. Die wenigen bezugsscheinfreien Geschenkgegenstände reden eine deutliche Sprache. Und nun fällt ihm auch überall das Wort Ersatz auf. Da gibt es als Ledersatz viel hübsche Seide und farbiges Tuch für Taschen, Bucheinbände, Stiefeleinsätze. Abendschuhe sind aus Samt und Brokat; das erscheint wie Luxus, kann aber auch Sparsamkeit genannt werden. In den Kleider- und Stoffauslagen schillern kostbare Seidengewebe in allen Schattierungen. Spinnwebdünne Wäsche, wie gewirkt für Märchenelfen, gilt als bezugsscheinfrei. Hauchzarte Seidenstrümpfe, die höchstens den Schutz eines feinen Schleiers gewähren, werden als Wollersatz empfohlen. In den Schmuckläden ist neben Brillanten sehr viel Halbedelgestein ausgelegt. Und anstatt der Weihnachtstorten und -kuchen halten die Süßigkeitengeschäfte appetitliche Päckchen mit Puddingpulver und Ei- und Schokoladeersatz feil.

Und der Rittmeister besinnt sich.

Draußen ist Krieg . . . freilich . . .

Ein halb scheuer, halb fragender Blick streift die Frau, die so unbekümmert-heiter ihm zur Seite geht. Empfindet sie diese ganze Umwandlung nicht, will sie sie nicht empfinden? Denn das hier kann doch nicht erst seit heute so sein, das ist älter. Länger als ein Jahr war er nicht auf Urlaub. Allerdings, ja, gelesen hat man da draußen in Palästina und Mazedonien auch von alledem — Beschlagnahme, Bezugsscheine, Bestandsaufnahme... Aber daß es so einschneidend sein kann, so bis in die kleinsten Alltagsbedürfnisse hinein... Nie hat ein Wort davon in allen jenen süßen, weiblichen Briefen gestanden, die sie ihm täglich sendet — nicht ein einziges Wort. Sie hatten sich freilich Zärtlicheres zu sagen und Wichtigeres am Ende auch, von ihrem Heim, von der langen Schlacht im Wüstensand, von den beiden Kindern, den lieben, herzigen Dingerchen — weiß Gott, das hatten sie! Aber wenn er jetzt den Krieg hier so sieht, mitten in der weihnachtlichen Heimatstraße, da nimmt's ihn doch wunder, daß sie solange davon geschwiegen hat, die Frau, die er liebt, seine kleine, tapfere Frau ...

„Schau, Blumen," flüstert es nun jubelnd neben ihm. Sie stehen vor einem Meer von Blüten; da hält es ihn nicht. Er zieht sie hinein in die duftende, blendende Pracht und kauft ihr eine Fülle zärtlicher Veilchen, sehnsüchtiger Maiblumen und purpurner, brennender Rosen. Schimmernde Bänder schlingen sich durch die Blumen; feine Porzellane, zarte Gläser halten diese glücklichen Naturkinder, die noch ohne allen Zwang des Krieges ahnungslos in junger Schönheit ihr bezugsscheinloses Blumendasein verträumen.

„Wir wollen das Weihnachtszimmer voller Blumen haben, weißt du. Und gar nichts von Krieg soll dabei sein. Ich will ihn nicht spüren, und du sollst ihn auch nicht spüren. Nur Blumen und Tannen und Weihnachtslieder und ..."

„... Und gar kein Ersatz," schließt sie fröhlich lachend. „Aber für die Kinder müssen wir noch Schönes kaufen.

In dem großen Spielzeugladen vergißt man den Krieg. Es ist, als ob alle strengen Kriegsmaßnahmen bei den kindlichen Tändeleien haltgemacht hätten: „Nur nichts anrühren, hier ist geheiligtes Land." Im Reiche der Puppen und Feen und Teddybären merkt man noch nichts von Bezugsschein und Ledrersatz. Aus den Säcken der bärtigen Weihnachtsmänner quillt eine schier unendliche Fülle buntester Gaben, reicher und lustiger denn je, und die erstaunlichsten Uniformen zieren die strammen, gelenkigen Puppensoldaten. Glückliches, sorgloses Kinderland ... Da kann man heute noch Auto fahren und Tanzmusik hören; da gibt es noch wohlgefüllte Speicher, und Seeschiffe dampfen unbekümmert hin und her. Da steht auf dem Bahnhof der elektrischen Eisenbahn noch ein zuvorkommend lächelnder Dienstmann, und in den zierlichen Verkaufsständen und Krämerläden hält eine freundliche Frau fette Würste, breite Schinken nebst hundert und tausend anderen köstlichen Eßwaren feil. Die Puppenschuhe tragen noch keine Sohlenschoner, und wenn die Kleidchen auch seidig und samten und durchsichtig sind, so schimmern sie doch eleganter und farbenfroher denn je. Auch kann man Viehzucht treiben nach Herzenslust; brummende Kühe, wollige Schafe, meckernde Ziegen sind keineswegs rar, man greife nur zu ... Sicherlich — im Kinderland braucht es auch zur Kriegsweihnacht 1917 keinen Krieg zu geben.

„Aber der Junge will ihn."

Und sie kaufen ihn ihm, vom zinnernen Feldlazarett mit der hilfreichen Rote-Kreuz-Schwester bis zum Großen Hauptquartier. „Meinetwegen, der Junge soll ihn haben." Das Mädel aber bekommt ein hellblondes, wunderniedliches Wickelkind, dessen blaue blanke Augen von einem süßen Frieden träumen.

Und übermorgen ist Heiligabend ... langsam schlendern sie heimwärts. Feine Flocken tanzen durch die stille Luft. Die Straßen sind dunkelblau. An der Kirchenecke hat die alte Frau ihre ärmliche Bude aufgemacht. Trüb flackert das Licht über Silberkugeln und Hampelmänner. Wann stand sie wohl zum erstenmal da? Niemand kann so weit zurückdenken.

Hinter der Kirche werden die Straßen ruhiger. Auch hier sind Weihnachtsläden, bescheiden und klein. Der Offizier bleibt stehen. Wie anheimelnd, wie reizvoll ist das alles: da hat Mutter Link wieder Watte mit Glitzerschnee bestreut und um ihre Nüsse und Apfelsinen gebreitet. Beim Krämer gegenüber steht mit breitspuriger Selbstverständlichkeit der alte, verhutzelte Nikolaus mit dem steifen Tannenbaum über der Schulter, wie jedes Jahr, und die Blumenfrau daneben flicht wieder Kränze für Gräber, mit Schleifen und Papierrosen. Nur, daß der Niklas nicht auf Schokoladekringeln wandelt und daß die Kranzbänder schwarzweißrot sind anstatt weiß.

„Findest du nicht auch, Liebste, daß es heute besonders hübsch ist? Man hat das ja alles früher gar nicht so beachtet. Die Mühe, die sich jeder einzelne gibt, und die rührende Stimmung, die das weckt."

„Ja, gewiß. Eigentlich hatte man niemals genügend Zeit für die Straße. Es gibt in ihr so viel Unscheinbares, das schön ist. Aber es muß Weihnachten sein, um dem allen nachzugehen, und du mußt da sein. Sonst ist es nichts."

„Weihnachtsstimmung ohne Bezugsschein," flüstert er heiter und beugt sich zärtlich zu ihr, „die Dinge sind am Ende doch nur das, was wir aus ihnen machen ..."





CHRISTI GEBURT — GESCHN · LOTTE NICKLASCH · 19 · IX · 17

Weihnachtsgebet.

Noch immer schürt der Haß den wilden Brand,
In dessen Gluten Saat und Frucht verdorrt,
Und gierig wälzen sich von Land zu Land
Die ungeheuren Flammengarben fort;
Noch dröhnt vom Eisentritte der Legionen,
Vom Schlachtenlärm das weite Erdental,
Und immer stärker quillt der Millionen
Inbrünstiges Gebet aus tiefster Qual:

Laß Frieden werden, Herr, nach all der Not,
Nach all dem Dunkel spende uns dein Licht
Und gib, daß wieder über Grab und Tod
Das warme Leben seine Kränze flicht;
Verbann die Schrecken und zerstreu das Grauen,
Auf daß wir fröhlich sind wie ehedem,
Und laß die Menschheit wieder aufwärts schauen
Gläubigen Sinns zum Stern von Bethlehem.

Und laß sie lauschen voll Ergebenheit,
Der Engelsbotschaft, die den Hirten klang,
Wenn strahlend schön nach langer Dunkelheit
Ein lichter Tag die Nebel niederzwang,
Wenn alle Herzen, die in Schmerz verloren,
Des Weihnachtsmorgens stille Freude schwellt,
Wenn Jesus Christus wieder wird geboren
Als Herrscher einer neu erstandnen Welt.

Allmächtiger, den heut der Erdkreis preist,
Aus dessen Händen unser Schicksal quillt,
Gib uns zurück den wahren Weihnachtsgeist,
Der alle Leiden durch die Liebe stillt;
Gib Stärke uns, auf daß wir nicht verbluten
In dieser Zeiten wilder Unvernunft;
Gib uns den Glauben an den Sieg des Guten
Durch unsers Heilands nahe Wiederkunft!

Hans Ludw. Linkenbach.



Die Geschichte vom Weidenmännlein.

Ein Märchen für die Kleinen. Von Toni Rothmund.

Der Hans und die Grete wollten einmal in den Wald gehen, um dort zu spielen. Als sie am Waldrand angelangt waren, schnitt der Bub dem Mädel einen schönen buschigen Weidenzweig und sich selbst eine schlanke Haselnußgerte. Das waren ihre Pferde, und nun ritten sie in lustigem Trabe in den Wald hinein.

Es war aber Johannistag und die Weidengerte war von einer Wünschelweide geschnitten. Das wußten die Kinder freilich nicht.

Wie sie nun im Walde waren, blieb der Hans ein wenig zurück, um Erdbeeren zu pflücken, denn Buben sind immer gefräßig. Die Grete sprengte lustig davon und sah sich nicht nach ihm um. Als sie nun ein Stückchen weit gelaufen war, stand da das Weidenmännlein breitbeinig am Wege. Es hatte gelbe Lederhosen an und trug ein graugrünverschossenes Röcklein und graue Fausthandschuhe aus weichem Plüsch.

„Woher und wohin?“ fragte er das Kind. Und als es vor Schrecken nicht gleich Antwort gab, schlug das Weidenmännlein mit einer langen, schwanken Gerte auf den Zweig, der des Kindes Gaul vorstellte. Da ward auf einmal aus dem Weidenzweig ein richtiges Pferd, das mit Windeseile davonsauste und die Grete mit sich nahm, so daß ihr Hören und Sehen vergingen.

Wie der Hans nun alle Erdbeeren gesucht hatte und gemächlich daher getrottet kam, da war weit und breit keine Grete mehr zu sehen.

Lange suchte er nach ihr, und erst als es dämmrig wurde, schlich er weinend heim und erzählte, wie es ihm gegangen war.

Da erhob sich groß Wehklagen in der Stadt, und die Leute machten sich auf, nach dem verschwundenen Kind zu suchen. Der dicke Wachtmeister und alle drei Schutzmänner gingen mit Gewehr und Säbel in den Wald. Die ganze Feuerwehr und sogar die Stadtmusik war aufgeboten, keine Steingruppe, kein Gebüsch blieb undurchsucht — es war umsonst, das Kind war und blieb verloren.

Mit Tränen war der Hans eingeschlafen, denn er hatte die Grete lieb, und ihr Verlust tat ihm bitter leid. Mitten in der Nacht wachte er auf und rieb sich die Augen. Da lehnte noch in der Ecke der Haselnußstecken und rief ihm alles Elend wieder ins Gedächtnis. Kummervoll starrte er den Zweig an — da war's ihm plötzlich, als winke der ihm mit seinem grünen Blätterwedel, den er oben stehen gelassen hatte. Rasch sprang er auf und griff nach dem Zweig, und da war es ihm, als zöge ihn etwas mit Gewalt fort. Schnell zog er Höschen und Wams an und sprang die Treppen hinunter. Welch ein Glück, die Haustüre war offen. Draußen setzte er sich rittlings auf den Haselnußstecken. Da fühlte er sich gehoben und saß auf einem haselnußfarbenen Pferde mit grünem Zaum und Zügel.

Hui, wie stob das Pferdchen davon! Im sausenden Galopp durch das Städtchen, über die Brücke, am Friedhof mit seinen dunkeln Tannen vorüber, bis an den Waldrand, wo noch die Haselnußstaude stand, von der er seinen Buschen geschnitten hatte.

Aber es war keine Staude mehr, es war die Frau Haselin selber, und hatte ein graugrünes Kleid an und Kätzchen auf dem Hut.

Da blieb das Rößlein stehen, der Hans sprang ab, verneigte sich und sagte das alte Sprüchlein, das er schon von der Großmutter wußte:

„Ei grüß dich Gott, Frau Haselin,
Wovon bist du so grün?“

Denn mit Höflichkeit kommt man durch die Welt. Und die Frau Haselin nickte gnädig mit dem Kopf, so daß alle Kätzchen auf dem Hute zitterten.

„Ich sehe schon, du bist ein richtiges Sommerkind, und du weißt, was sich gehört,“ sagte sie mit einem ganz feinen klirrenden Stimmlein. „Und darum will ich dir helfen. Die Grete ist in die Gewalt des Weidenmännleins gekommen, das hat sie mit in seine Höhle genommen. Die ist in den großen Felsen oben im Walde. Da drinnen sitzen viele, viele arme Mädelchen, müssen Weidenruten schälen und Körbe flechten, daß ihnen das Blut von den Fingern tropft. Die Körbe bringt das Weidenmännlein alle Dienstag auf den Wochenmarkt und verkauft sie für ein Sündengeld. Reite du nur dorthin, mein Pferdchen will ich dir lassen, das weiß den Weg. Schlage mit einem Brennesselbusch an die Felsen, dann werden sie sich auftun. Und wenn du das Weidenmännlein siehst, so wische ihm mit dem Brennesselbusch eins über die Augen, daß es nichts sieht, und zieh geschwind das Kind heraus. Die Nesseln darfst du hier brechen, denn wo Haselnußstauden stehen, da fehlen auch die Nesseln nicht. Wir haben ein Schutz- und Trutzbündnis, ich gebe ihnen Schatten, und sie stechen die Nußdiebe in die nackten Waden. Und nun geh. Aber Weidenzweige mußt du am Johannistage nicht wieder schneiden.“

Der Hans bedankte sich vielmals und brach die Nesseln, die ihn tüchtig brannten, so daß er laut aufschrie.

Dann stieg der Hans wieder auf sein haselnußfarbenes Pferd und ritt im Saus vor die großen Felsblöcke oben im Walde. Da sprang er ab und schlug mit dem Nesselbusch an die Steine, daß sie auseinander wichen. Da sah er eine Höhle, in der viele blasse, bekümmerte Mädelchen saßen, Weidenruten schälten und Körbe flochten, daß ihnen das rote Blut von den Fingern tropfte. Zwischen ihnen ging das Weidenmännlein auf und ab, und wenn eins nicht flink genug war oder sich ungeschickt anstellte, schlug er ihm mit der langen gelben Gerte über die Finger.

Ganz vorn saß die Grete, und sie hatte schon manchen Schlag bekommen, weil sie der Arbeit noch ungewohnt und auch etwas faul war. Hans winkte ihr, da sprang sie mit einem Freudenschrei auf ihn zu. Aber schon hatte das Weidenmännlein ihn bemerkt und schoß fauchend und wutschnaubend auf ihn los. Er aber schlug ihm mit dem Brennesselbusch über die Augen, daß es geblendet zurückfuhr. Schnell riß er die Grete an sich, half ihr aufs Pferd und schwang sich selbst mit hinauf.

Hui, wie sauste das Pferd dahin. Hans überlegte gerade, wie er der Frau Haselin danken wollte. Als er an den Platz kam, wo sie vordem gestanden hatte, krähte der erste Hahn, und der Johannistag war zu Ende, denn der geht nur bis zum ersten Hahnenschrei.

Plumps! da saßen die Kinder auf dem platten Boden und sahen sich verdutzt an. Unter ihnen lag ein harmloser verwelkter Haselnußzweig. Sie hörten aber ganz gut das leise klirrende Lachen der Frau Haselin. Da gingen sie Hand in Hand heim und freuten sich, daß das Abenteuer noch so glimpflich abgelaufen war.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Rätsel und Spiele

Rösselsprung.

es	wandl	quem=	keit	tra=	ihr
	lich=	gens	aus	be=	
ver=	gibt	des	ste	ent=	be=
her=	än=	höf=	die	der	nöf=
eine	be	keit	sie	ren	springt
des	zens	ße-	lie=	lich-	ist

Versteckrätsel.

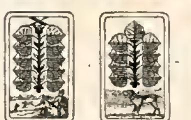
In jedem der folgenden Sprichwörter ist ein geographischer Eigenname enthalten, und zwar in 1. deutscher Nebenfluß, 2. deutscher Fluß, 3. Dorf in Sibirien, 4. Provinz in Burma, 5. Hafen bei Athen, 6. Ort in Tirol, 7. Oase der Sahara. — 1. Es gehört nicht viel Galle dazu, einen ganzen Topf Honig zu verderben. 2. Wer allein reist und bei Nacht wacht, hat sich übel bedacht. 3. Im Anfang muß man widerstreben. 4. Soll die Lampe gut brennen, darf man Öl nicht sparen. 5. Er zäumt das Pferd am Schwanze auf. 6. Es ist etwas faul im Staate Dänemark. 7. Wer wenig hat, kann viel verlieren. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Eigennamen ergeben den Namen einer Universitätsstadt.

Skataufgabe.

Mittelhand erhält folgende Karten:







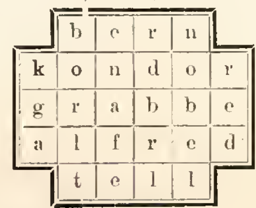
spielt darauf offenes Null (Null ouvert) und verliert es im 8. Stich. Vorhand, die eine Farbe einmal, eine andere zweimal, die dritte dreimal und die vierte viermal, insgesamt 39 Augen in ihren Karten hat, hätte Schellenhandspiel (Schellensolo) und Grünhandspiel gewonnen. Hinterhand hätte Rothandspiel und Eichelhandspiel gewonnen. 22 Augen liegen im Skat. Wie sind die Karten verteilt und wie wird gespielt?

Auflösungen der Rätsel in Heft 11.

Aufgabe zum Turm von Hanoi: A1 (das heißt Scheibe A auf Scheibe H auf Platz I), B2 (das heißt Scheibe B auf Scheibe E auf Platz II), A2, C1, A3, B1, A1, D2, A2, B3, A3, C2, A1, B2, A2, H3, A3, B1, A1, C3, A2, B3, A3, D1, A1, B2, A2, C1, A3, B1, A1, E3, A2, B3, A3, C2, A1, B2, A2, D3, A3, B1, A1, C3, A2, B3, A3, F1, A1, B2, A2, C1, A3, B1, A1, D2, A2, B3, A3, C2, A1, B2, A2, E1, A3, B1, A1, C3, A2, B3, A3, D1, A1, B2, A2, C1, A3, B1, A1, G3, A2, B3, A3, C2, A1, B2, A2, D3, A3, B1, A1, C3, A2, B3, A3, E2, A1, B2, A2, C1, A3, B1. A1, D2, A2, B3, A3, C2, A1, B2, A2, F3, A3, B1, A1, C3, A2, B3, A3, D1, A1, B2, A2, C1, A3, B1, A1, E3, A2, B3, A3, C2, A1, B2, A2, D3, A3, B1, A1, C3, A2, B3, A3.

Wechselrätsel: Roma, Omar, Amor.

Buchstabenrätsel: Alfred Nobel.



	b	e	r	n	
k	o	n	d	o	r
g	r	a	b	b	e
a	l	f	r	e	d
	t	e	l	l	

Logogriph: Plato, Pluto.

Besuchskartenrätsel: Gewerbeschulrat.

Buchstabenrätsel: undenkbar, undankbar.

Silbenrätsel: Faulhaut.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Durch Verordnung des Bundesrats ist eine Einschränkung des Papierverbrauchs eingetreten, die es uns zu unserem Bedauern unmöglich macht, die einlaufenden Bücher ihrer Bedeutung entsprechend zu würdigen. Wir müssen uns daher während der Dauer dieser Einschränkung auf eine kurze Besprechung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken, behalten uns jedoch vor, im Laufe der Zeit ausführlichere Besprechungen der bedeutungsvolleren Werke nachzuholen. Eine Rücksendung der Bücher findet nicht statt.

Weihnachtsbücher.

Der goldene Zweig. Dichtung- und Novellenkranz aus der Zeit des Kaisers Tiberius von K. Gjellerup. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. Geb. 6 Mk.) Als Forscher, Philosoph und Dichter gestaltet Gjellerup packend die Zeit des untergehenden Römertums.

Theodor Storms Leben und Werke. (Verlag Hesse & Becker, Leipzig. Geb. 2,50 Mk.) Der Verfasser, ein Freund Theodor Storms, gibt eine treffliche Einführung in Welt und Herz des Dichters.

Graf Zeppelin und sein Werk. Von Julius Neuper. (Verlag Dr. Max Gehlen, Leipzig. Geb. 4 Mk.) Das reichillustrierte Buch gibt ein abgeschlossenes Lebensbild des hochverdienten Grafen Zeppelin.

Wasserweid. Geschichten von Fischern und Frauen von Arthur Schubart. Decke und Umschlag nach Zeichnung von Ludwig Hohlwein. (Verlag Adolf Bonz & Comp., Stuttgart. Geb. 3 Mk.) Novelletten aus der Welt der Angler, die alle Naturfreunde lebhaft interessieren dürften.

Lebenserinnerungen. Von Dr. Karl Peters. (Rüsch'sche Verlagsbuchhandlung, Hamburg. 3 Mk.) Der bekannte deutsche Kolonialpolitiker gibt hier seine Lebensgeschichte.

Kleinstadtzauber. Von Luise Koppen. (Verlag Trowitzsch & Sohn, Berlin. Geb. 3,60 Mk.) Heitere und beschauliche Geschichten voll von warmherzigem Humor.

Der Haupttreffer-Michl. Humoristischer Roman von Viktor Fleischer. (Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig. Geb. 4,50 Mk.) Ein Hochstaplerroman, lustig und unterhaltend bis zum Ende.

Neue Geschichten von Dr. Fuchs und seiner Tertia. Von Fritz Pistorius. (Verlag Trowitzsch & Sohn, Berlin. Geb. 3,50 Mk.) Heitere Schulgeschichten voller Humor.

Naturgeschichte einer Kerze. Mit einem Lebensabriß Faradays herausgegeben von Geheimrat Prof. Dr. Richard Heyer. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. Geb. 2,60 Mk.) Das empfehlenswerte Buch führt in die Grundbegriffe der Physik und Chemie ein und lehrt zugleich die Grundbedingungen des organischen Lebens kennen.

Das wahre Gesicht. Novellen von Franz Auernheimer. (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin.)



Kränzchen-Bilderbuch. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart. Geb. 6 Mk.) Das Buch bietet eine Fülle sorgfältig ausgewählter anziehender Beiträge von namhaften Schriftstellern und Künstlern. Die hübschen Erzählungen, Märchen, Reime, Scherze, Lieder und Bilder sind daher der Kinderseele angepaßt.

Hie Bulgarien, hie Serbien! (Band 16 der Jugendbücherei „Heim und Herd". Verlagsbuchhandlung Moritz Schauenburg, Lahr, Baden. 1,25 Mk.) Das Büchlein enthält Beiträge deutscher und bulgarischer Schriftsteller aus den Balkankriegen.

Jahrbuch der Urania nebst Kalender für 1918. Herausgegeben von dem Berliner Institut für volkstümliche Naturkunde. (Verlag Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig. 2,40 Mk.) Das reich illustrierte Buch enthält neben wissenswerten astronomischen technische, naturkundliche und physikalische Aufsätze bekannter Forscher.

Anton Fendrichs Kriegs- und Friedenskalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann auf das Jahr 1918. (Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. 50 Pf.)

Unterrichts- und Erziehungsanstalten



Prospekte und Auskünfte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig.

Wald-Pädagogium Bad Berka i. Thür.
Realschule, Gymnasium, Realgymnasium
Erziehungsschule nach Godesberger Art. Lehrer und Hauseltern, Arzt und Erzieher arbeiten Hand in Hand zu allseitig tüchtiger Ausbildung der Jugend, zur Förderung der Zurückgebliebenen, zur Pflege und Erstarkung der Zarten. **Dir. E. Endemann.**

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt
Leit.: Dr. Schünemann, **Berlin W. 57**, Zietenstr. 22/23, für alle Militär- und Schulprüfungen, auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Empfehlungen aus ersten Kreisen. **Bis 5. August 17 bestanden 4888 Zöglinge, u. a. 3146 Fahnenjunker.** 1916/17 u. a. 50 Abiturienten, 184 Einjährige. Bereitet zu allen Notprüfungen, auch **Beurlaubte oder Kriegsbeschädigte** zur Reifeprüfung vor.

von Hartungsche Anstalt Cassel-Wilhelmshöhe.
Gegr. 1866. Vorbereitung f. alle Schul- u. Notexamina, bes. Fähnrichexamen. Prospekt.
Seit Kriegsbeginn bestanden bis jetzt sämtliche Fähnriche nach kurzer Vorbereitung.

Dresden Vorbereit.-Institut Hiß vorm. Pollatz
Marschnerstraße 3. — Gegründet 1869.
Villa m. gr. Garten. Pensionat. Prospekt.
Einj., Fähnr., Prima, Abitur., auch Damen.

Real-Lehrinstitut Frankenthal (Pfalz).
Militärberechtigte Privat-Realschule m. Pensionat. Jahresber. u. Prosp. kostenl. d. d. Direkt.

Gießener Pädagogium
Höhere Privatschule für alle Schularten. Sexta—Oberprima.
Einjährigen-, Primareife-, Abiturienten-Prüfung.
Schülerheim in etwa 25000 qm großem Park. **Gute Verpflegung.** Charakterbildung durch Arbeit und Pflichten. Musik, Sport.
Drucksachen durch Dir. **Brackemann, Gießen a. L.**, Wilhelmstr. 16, Nähe Universität.

Traub's Pädagogium, Frankfurt/Od. 3
für Abiturienten, Fähnriche, Primaner, Einjährig-Freiwillige.
Uebertritt in alle Klassen. **Damenabteilung.** **Bestempfohlenes Internat.**
Vorzügliche Erfolge bei großer Zeitersparnis. Prospekt und Erfolge frei.

Marburg a. L. Wissensch. Institut. IV–I aller Schularten: **Einjährig., Abitur, Primareife.** Umschulung Halbjahrskl. Besond. **Damenkurse** f. Matur- u. **Ergänz.-Prüfung.** Alle Einricht. d. öff. Schule. Kleine Klassen. Großer Zeitgewinn. **Seit Herbst 1915 84 erfolgr. Extraneerprüf.** 2 Villen, 1 Schulhaus, gr. Gärten u. Spielpl. Verpfleg. u. Erzieh. gewiss. geleitet. Einzelzimmer. Nachw. d. Erf. u. Prosp. d. Dir. **J. Müller**, Sybelstr. 14.

Schülerheim Miltenberg a. Main
Realklassen, erteilt Einjährigen-Zeugnis. Prospekt durch Direktor Kring.

Sich. Vorber. a. Einj.-Fr.-Prfg. **Ihr Sohn wird** Prima-Reife, Abitur.
nur dann Tüchtiges leist., wenn er eine gedieg. Vorbildg. hat. Vertrau. Sie m. desh. Ihren Sohn z. schn. u. sich. Ausbildg. an. Kl. Zirkel. Engst. Fam.-Anschl. Ideal. Landleb. Prosp.
Füllkruss'sches Familien-Alumnat, Steinhude (Hannover)

Halle S. Dr. Harangs Anstalt. Bisher 515 Einj., 200 Prim., 138 Abit. Bericht. 36

Vorbereitungs-Inst. Dr. Krause, Halle a. S. z. Einj.-, Prim.-, Fähnrich- und Abit.-Umschul., bes. Damenkl. 277 Abit. (davon 133 Damen). Vorbereit. Kriegsbeschädigter u. Beurlaubt.

Ausbildg. von Röntgenschwestern.
Kursusdauer 1½ Monat. Näh. auf Anfrage an **Elektrizitäts-Gesellschaft „Sanitas", Berlin N. 24, Friedrichstrasse 131a.**

Medizin- u. Chemieschule f. Damen. Erfolgr. Ausb. zu Assistentinnen. Dr. Goldhaber, Leipzig, Thomasiusstr. 7. Prosp. fr.

Glauchau i. S.
Pädagogium
Erziehungs- u. Unterrichtsheim für nervöse, willensschwache, schwer lernende Knaben mittlerer und höherer Schulen.
Prospekt bereitwilligst.

Bakteriologie- u. Röntgen-Schule
für Damen. Bisher 280 Damen ausgebildet. **Dr. Buslik, Leipzig,** Keilstr. 12. Prosp. fr.

Gute Bücher für jede Hausbibliothek

Allerlei Dorfgeschichten aus Reclams Universal-Bibliothek

Auf alle Preise seit 1. November 1917 20% Teuerungszuschlag

B. Auerbach, Schwarzwälder Dorfgeschichten: Barfüßele. Nr. 5491–93. 75 Pf., geb. Mk. 1.20, Geschenkband Mk. 2.—.
— Diethelm von Buchenberg. Nr. 5508–10. 75 Pf., geb. Mk. 1.20, Geschenkband Mk. 2.—.
— Die Frau Professorin. Nr. 5646/47. 50 Pf., geb. 90 Pf.

Bj. Björnson, Ein fröhlicher Bursch. Erzählung. Nr. 1891. 25 Pf.

Karl Busse, Der dankbare Heilige und andere Novellen. Nr. 5500. 25 Pf., geb. 60 Pf.

J. von Eötvös, Der Dorfnotar. Roman. Nr. 931–35. Mk. 1.25, geb. Mk. 1.80.

Hans Fraungruber, Ausseer G'schichten. Erzählungen und Schwänke. Nr. 4850, 4887, 5386. Je 25 Pf.

J. Gotthelf, Uli der Knecht. Nr. 2333–35. 75 Pf., gebunden Mk. 1.20.
— Uli der Pächter. Nr. 2672–75. Mk. 1.—, gebunden Mk. 1.50.

R. Greinz, Die Steingruberischen. Der Kooperator. Zwei Tiroler Bauerngeschichten. Nr. 3186. 25 Pfennig.
— Lustige Tiroler Geschichten. Nr. 5100. 25 Pf., geb. 60 Pf.

E. Hjörleifsson, Klein-Hvammur. Erzählung aus Island. Nr. 5130. 25 Pf.

W. Holzamer, Der Held und andere Novellen. Nr. 5200. 25 Pf., geb. 60 Pf.

H. Hopfen, Der Böswirt. Eine bayrische Dorfgeschichte. 4400. 25 Pf., geb. 60 Pf.

K. Immermann, Der Oberhof. Westfälische Dorfgeschichte. Nr. 4806–8. 75 Pf., geb. Mk. 1.20, Geschenkband Mk. 2.—.

Maurus Jókai, Traurige Tage. Roman. Nr. 581–83. 75 Pf., geb. Mk. 1.20.

Rud. Kleinecke, Bergbauern und Stadtleut'. Geschichten aus den Alpen. Nr. 4196. 25 Pf.

Timm Kröger, Die Wohnung des Glücks. Ein Novellenkranz. Nr. 4570. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Otto Ludwig, Die Heiterethei und ihr Widerspiel. Thüringische Dorfgeschichte. Nr. 3528–30. 75 Pf., geb. Mk. 1.20, Geschenkband Mk. 2.—.
— Zwischen Himmel und Erde. Roman. Nr. 3494/95. 50 Pf., geb. 90 Pf., Geschenkband Mk. 1.80.

Melchior Meyr, Regine. Nr. 4867/68. Geschichte aus dem Ries. 50 Pf.

Koloman Mikszáth, Der taube Schmied. Ungarische Dorfgeschichte. 5207. 25 Pf.

Heinr. Schaumberger, Bergheimer Musikantengeschichten. Nr. 5177–79. 75 Pf., geb. M. 1.20.

H. Schmid, Almenrausch und Edelweiß. Erzählung. Nr. 5252/53. 50 Pf., geb. 90 Pf.

K. Světlá, Der Kuß. Eine böhmische Dorfgeschichte. Nr. 3097. 25 Pf.

Graf Leo N. Tolstoi, Volkserzählungen. Nr. 2556/57. 50 Pf., geb. 90 Pf.

Hermine Villinger, Die Sünde des heiligen Johannes u. andere Novellen. Schwarzwälder Geschichten. Nr. 4900. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Luise Westkirch, Der Knecht von Wörpedamm. Wie Hinrich Steinwedel um seine Frau warb. Nr. 5477. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Jede Nummer kostet geheftet 25 Pf. + 20% Teuerungszuschlag

Versandvorschriften

für Ausweisscheine zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Die Ausweisscheine können als Drucksache (50 g 3 Pf. Porto) versandt werden, dürfen aber außer der genauen Adresse des Absenders keinerlei schriftliche Bemerkungen, auch keine Unterstreichungen enthalten. Der Portoersparnis halber empfiehlt es sich, stets eine größere Anzahl Scheine zusammen einzusenden. Beigefügte Beträge in Briefmarken sind an den letzten Ausweisschein leicht anzuheften.

Zur Bestellung ist **ausschließlich** die jedem fünften Heft des Universums beigefügte Postkarte zu benutzen. Wenn die Ausweisscheine mit der Bestellung zusammen im Brief gesandt werden, ist auf **richtige Frankierung zu achten (bis 20 g 15 Pf., über 20 g 25 Pf.!)**

Bei Geldsendungen durch Postanweisung (bis 5 M. 10 Pf. Porto) können Bestellungen auch auf dem Abschnitt vermerkt werden. Auf die Möglichkeit, Zahlungen auf Postscheckkonto spesenfrei vorzunehmen, wird besonders hingewiesen (Postscheckkonto Leipzig Nr. 295; für Österreich: Postsparkasse Wien Nr. 79296.)

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 12

vom 20. Dezember 1917, gültig bis 20. Juni 1918
zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Alle regelmäßigen Bezieher von Reclams Universum, die den vollen Vierteljahrspreis von 5 M. zahlen, erhalten für je 5 fortlaufend numerierte, mit genauer Adresse versehene Ausweisscheine eine Nummer von Reclams Universal-Bibliothek umsonst, wenn die Bestellung auf der jedem fünften Heft der Zeitschrift beigelegten Bestellkarte erfolgt. Die Auswahl kann der Besteller nach Belieben aus den Verzeichnissen der Universal-Bibliothek treffen. Die gesammelten Ausweisscheine sind **direkt an den Verlag** unter Beachtung der obenstehenden Versandvorschriften zu senden; für Büchersendungen im Werte bis 60 Pf. sind 7½ Pf., für Sendungen über 60 Pf. bis 2 M. sind 15 Pf. für Porto und Verpackungsspesen beizufügen.

Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig

Hier ausschneiden!

Zur Beachtung!

Da es unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen unvermeidlich ist, daß ständig eine Anzahl Bände der Universal-Bibliothek auf Lager fehlen, empfiehlt es sich, bei Bestellung stets einige Nummern als Ersatz für etwa fehlende anzugeben. Andernfalls muß der Verlag es sich vorbehalten, geeignete Werke nach seiner Wahl als Ersatz zu liefern, damit Porto, Zeit und Arbeit für nochmalige Rückfragen beiden Teilen erspart werden.

Durch unvorschriftsmäßige Versendung der Ausweisscheine entstehen für den Verlag Unannehmlichkeiten, insbesondere werden die Sendungen mit hohem Strafporto belegt; die umstehenden Anweisungen sind daher genau zu beachten.

Nach Belieben der Besteller können auch umfangreichere Bände sowie gebundene Ausgaben der Universal-Bibliothek oder andere Bücher des Reclamschen Verlages gegen die entsprechende Anzahl von Ausweisscheinen bzw. gegen Nachzahlung des Fehlbetrages bezogen werden; je 5 Ausweisscheine werden dann zum Wert von 25 Pf. angerechnet.

Hier ausschneiden! →

Ausweisschein Nr. 12

vom 20 Dezember 1917, gültig bis 20. Juni 1918

Unterschrift und genaue Adresse des Absenders:

Für fünf fortlaufend numerierte Scheine eine Einzelnummer der Universal-Bibliothek umsonst

Vortragsdichtungen

für Vereins- und Familienfestlichkeiten

Auf alle Preise seit 1. November 1917 20% Teuerungszuschlag

Deklamatorium. Eine Mustersammlung ernster und heiterer Vortragsdichtungen aus der Weltliteratur. Herausgegeben von Maximilian Bern. Universal-Bibliothek Nr. 2291–95. Geh. Mk. 1.25, geb. Mk. 1.80, in Geschenkband Mk. 2.70.

Dieser 632 Seiten starke Band enthält mehr als 280 zum Vortrag in Familienkreisen und größeren Gesellschaften vorzüglich geeignete Dichtungen.

Goldhochzeit, Scherz und Ernst. 9 Vorträge für Kinder; 14 für Damen; 19 für Herren; 3 für zwei Personen; 6 Toaste und „Die goldene Hochzeit", Lustspiel in einem Aufzug. Von Ludwig Schröder. Universal-Bibliothek Nr. 3557. Geh. 25 Pf.

Hochzeit, Scherz und Ernst. Herausgegeben von C. F. Wittmann. 2 Bände. Universal-Bibliothek Nr. 2879, 3583. Geh. je 25 Pf.

Kabarett. Kleine Stücke, Szenen, Vorträge. Herausgegeben von G. R. Kruse. Universal-Bibliothek Nr. 5265, 5459. Geh. je 25 Pf.

Ungebundenes in gebundener Form. Launige Vortragslyrik. Von S. Mehring. Universal-Bibl. Nr. 4161. Geh. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Polterabend, Scherz und Ernst. 5 Bände. Nr. 2391, 2451, 2590, 2686, 5576, je 25 Pf.

Prologe, Scherz und Ernst. Herausgegeben von C. F. Wittmann. Nr. 4045. Geh. 25 Pf.

Reuter, Fritz, Julklapp! Polterabendgedichte. Universal-Bibliothek Nr. 4780. Geh. 25 Pf., geb. 60 Pf.

Album ernster und heiterer Deklamationsgedichte. Von M. G. Saphir. Nr. 2651–53. Geh. 75 Pf., geb. Mk. 1.20.

Silberhochzeit, Scherz und Ernst. 7 Vorträge für Kinder; 18 für Damen; 14 für Herren; 4 Tafellieder; 2 Vorträge für zwei und mehr Personen und „Die Silberhochzeit", Schwank in einem Aufzug von C. Jahn. „Am Silberhochzeitmorgen", Festspiel von C. Trenkler-Sieber. Universal-Bibliothek Nr. 3178. Geheftet 25 Pfennig.

Toaste, Scherz und Ernst. Zum Gebrauch in geselligen Kreisen. Herausgegeben von C. F. Wittmann. Universal-Bibliothek Nr. 4094. Geh. 25 Pf.

Zum Vortrage. Gedichte. Von F. Wehl. Universal-Bibliothek Nr. 1852. Geh. 25 Pf.

Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genügt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: i. V. Ernst Schwabe, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien I, Wollzeile 16; für den Balkan: Balkanische Annoncen-Exped. A.-G., Sofia.

Hier ausschneiden

Beachtenswerte Mitteilungen

Das Institut für Schönheitspflege, Frau Elise Bock G. m. b. H. in Charlottenburg, Kantstraße 158 (direkt am Zoo) hat auf dem Gebiet der naturgemäßen Schönheitspflege bahnbrechend gewirkt. Die ausführliche Erklärung „Der einzige Weg zur Gesundheit und Schönheit" erschien bis jetzt in über 135 000 Exemplaren und ist auf der ganzen Welt verbreitet. Vielfach nachgeahmt, wurde die Methode der Firma, Proben und Prospekte kostenfrei als Beweis der Vorzüglichkeit zu versenden. Nach Tausenden zählen denn auch die freiwilligen Anerkennungen, die der Firma von Fürstlichkeiten bis zur einfachen Arbeiterfrau, von Ärzten und Ärztinnen zugehen und zur Einsicht ausliegen. Wir empfehlen, sich Prospekte kommen zu lassen.



Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: i. V. Ernst Schwabe in Leipzig.
Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn: M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I, Wollzeile 16; für den Balkan: Balkanische Annoncen-Expedition, A.-G., Sofia.

Unsere Witzecke

Eine fette Kriegstrauung.

(Zu nebenstehender Abbildung.)

„Du, Trine, mit dir möchte ich mich jeden Monat kriegstrauen lassen!“



Karl kommt zu spät in die Sonntagsschule und entschuldigt sich beim Herrn Pfarrer: „Ich wollte mit zum Angeln gehen, aber Vater hat's nicht erlaubt.“

Der Pfarrer: „Ich freue mich zu hören, daß dein Vater den Sonntag so heilig hält. Hat er dir auch die Gründe erklärt?“

Karl: „Ja, Herr Pfarrer, er sagte, er habe nicht genug Köder für zwei!“

Ein Mann erzählt seiner Frau von dem Besuche, den er in der Wohnung seines studierenden Neffen gemacht hat: „Alles Schwindel, wo man hinschaut! Denke dir, Christine, auf dem Tisch hat er eine Schachtel stehen mit der Aufschrift ‚Käfersammlung‘. Und was war darin? So an die zwanzig Photographien von jungen Mädchen!“

Sie: „Du redest immer über Ausgaben, aber ihr werdet wohl in eurem Verein auch nicht um die Hemdenknöpfe spielen!“

Er: „Das können wir auch nicht.“

Sie: „Warum denn nicht?“

Er: „Na, wir sind doch alle verheiratet, und da haben die meisten keine drau!“